

Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 96 (1963-1964)
Heft: 16-17

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berner Schulblatt

L'ECOLE BERNOISE



KORRESPONDENZBLATT
DES BERNISCHEN LEHRERVEREINS
ERSCHEINT JEDEN SAMSTAG

ORGANE DE LA SOCIETE
DES INSTITUTEURS BERNOIS
PARAIT CHAQUE SAMEDI

SEKRETARIAT DES BERNISCHEN LEHRERVEREINS: BERN, BRUNNGASSE 16

SECRETARIAT DE LA SOCIETE DES INSTITUTEURS BERNOIS: BERNE, BRUNNGASSE 16

TELEPHON 031-2 34 16 • POSTCHECK III 107 BERN

Bieten Sie Ihren Schülern als unvergessliches Erlebnis eine Wanderung durch das bezaubernde Lötschental (Wallis) mit seiner prachtvollen Alpenflora, seinen Lärchenwäldern, seinen Bergseen, seinen blauglitzernden Gletschern und schneebedeckten Gipfeln nach

Fafleralp 1800 m

wo Sie in den **Fafleralp-Hotels** gute Unterkunft und Verpflegung erwarten. Extra Schulpreise!

Postauto Gampel-Goppenstein-Blatten.

Prospekte und Auskünfte durch H. Gürke, Dir. Fafleralp Hotels. Tel. 028-7 51 51.

Touristen, Wanderer und **Schulen!**

Sie finden preiswerte Unterkunft in der

Herberge

Familie Jakob Eggel, Belalp bei Brig
Telephon 028-3 29 80

Mitgebrachtes Picnic kann in unseren Räumen frei konsumiert werden!



Schaffhausen

Die alkoholfreien **Gaststätten** für vor-
teilhafte Verpflegung von Schulen emp-
fehlen sich bestens:

Randenburg
Bahnhofstrasse 58/60,
Telephon 053-5 34 51

Glocke
Herrenacker, Telephon 053-5 48 18

Melchsee Frutt

1920 m

Vereins- und Gesellschaftsausflüge nach Melchsee-Frutt sind immer ein Volltreffer. In den heimeligen Hotels gibt's feinste Verpflegung und gemütliche Unterhaltung. Der neue Sessellift Balmeregghorn vermittelt auf 2250 m ein grandioses Alpenpanorama. Gutausgebaute Wanderwege durch Blumen- und Wildtierreservat. Ausgangspunkt der bekannten Höhenwanderungen über Jochpass und Planplatte. Gratis Wanderbroschüre und Prospekte durch den Verkehrsverein.

Hotels: Reinhard, Kurhaus Frutt, Berghaus Tannalp, Pension Posthaus. Ferienchalets und Skihäuser.

Alpina-Jugendhaus und Heimstätte der Evangelischen
Gemeinschaft

Adelboden-Boden 1300 m ü. M.

17. bis 29. Februar 1964 können wir noch Skilager aufnehmen.

Auskunft Telephon 033-9 43 25.
Heimleitung: Ernst Pauli.

Berghotel - Pension

Oeschinensee 1600 m, ob Kandersteg B. O.

empfiehlt sich Schulen und Vereinen bestens für preis-
günstige Verpflegung.

Betten, Massenlager

David Wandfluh-Berger

Telephon 033-9 61 19

INHALT - SOMMAIRE

| | | |
|---|--|--|
| Logierhaus BLV, Bern - Anmeldung... 243 | Aus dem Bernischen Lehrerverein 248 | L'éducation permanente - une exigence de notre temps 252 |
| Ein Beitrag zu einer brennenden Bildungsfrage 243 | Aus der pädagogischen Presse 248 | A l'étranger 253 |
| Kantonalkartell 245 | Neue Bücher 250 | Divers 253 |
| † Ernst Hubacher 246 | Echo de la dernière session du Grand Conseil 250 | Bibliographie 253 |
| † Fritz Wanzenried 247 | | Mitteilungen des Sekretariates 254 |

VEREINSANZEIGEN - CONVOCATIONS

Einsendungen für die Vereinsanzeigen der nächsten Nummer müssen spätestens bis **Dienstag, den 9. Juli, 12 Uhr** (schriftlich), in der Buchdruckerei Eicher & Co., Speichergasse 33, Bern, sein. Dieselbe Veranstaltung darf nur einmal angezeigt werden.

NICHTOFFIZIELLER TEIL - PARTIE NON OFFICIELLE

Berner Schulwarte. Ausstellung «Unser Wald». Geöffnet: Dienstag bis Sonntag 10.00 bis 12.00 und 14.00 bis 17.00. Montag geschlossen.

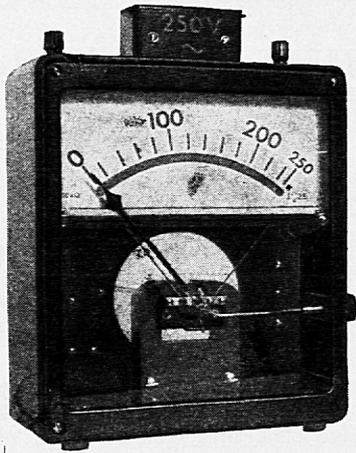
Pestalozzianum Zürich (Beckenhof). Ausstellung: «Die Schule in Finnland». Täglich geöffnet 10.00 bis 12.00 und 14.00 bis 18.00. Samstag und Sonntag bis 17.00. Montag geschlossen. Dauer: Bis 14. September.

Bernischer Haushaltungs- und Gewerbelehrerinnenverband, Sektion des SVGH. Mitgliederversammlung: Samstag, 29. Juni, 14.15, im Kant. Haushaltungslehrerinnen-Seminar, Bern. Vortrag von Frl. Margret Ryser, Seminarlehrerin: «Gut essen - gesund essen».

Lehrergesangsverein Konolfingen. Letzte Probe vor den Sommerferien: Donnerstag, 4. Juli, 16.15-18.15, im Sekundarschulhaus Konolfingen.

Lehrerturnverein Bern. Turnhalle Altenberg, 5. Juli, letzte Übung vor den Ferien: 17.00 Spiele nach Wunsch.

Lehrerturnverein Burgdorf. Dienstag, 2. Juli, 17.30, Primarschulturnhalle Langnau: Volleyball-Spiele gegen LTV Langnau (Damen- und Herrenteams).



Drehpulinstrument Phywe 7100

Drehpulinstrumente

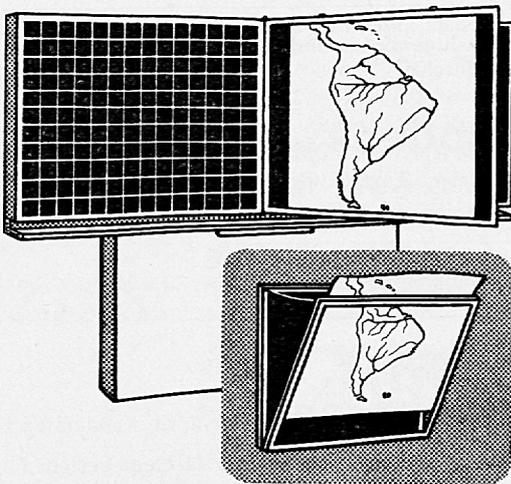
Diese sind durch die auswechselbaren Vor- und Nebenwiderstände universell verwendbar zur Messung von

Gleich- und Wechselstrom
Gleich- und Wechselspannung.

Die Schaltung der Geräte erfolgt automatisch beim Einsetzen der Messbereiche und die eingebaute Nullpunktverstellung ermöglicht die Korrektur des Messwertes.

Weitere Angaben und Vorführung der Geräte auf Anfrage.

Awyco AG Olten Ziegelfeldstrasse 23 Tel. 062-5 84 60



WANDTAFELN

für das neuzeitliche Schulzimmer mit

IDEAL-DAUERPLATTEN
aus Glas

Angenehm im Schreiben;
unverwüstliche Schreibfläche

20 Jahre Garantie auf gute Schreibfähigkeit

ERNST INGOLD & CO. HERZOGENBUCHSEE

Das Spezialhaus für Schulbedarf Telephone 063 - 5 11 03

Berner Schulblatt

L'ECOLE BERNOISE

Redaktor: Paul Fink, Fellenbergstrasse 6, Münchenbuchsee, Postfach. Telefon 031 - 67 96 25. Alle den Textteil betr. Einsendungen und Bücher an die Redaktion. Bestellungen und Adressänderungen an das Sekretariat des BLV, Brunnengasse 16, Bern. **Redaktor der «Schulpraxis»:** H.-R. Egli, Lehrer, Muri bei Bern, Gartenstrasse 6, Telefon 031 - 52 16 14. — **Abonnementspreis per Jahr:** Für Nichtmitglieder Fr. 22.—, halbjährlich Fr. 11.—. **Insertionspreis:** Inserate: 20 Rp. je mm, Reklamen: 70 Rp. je mm. — **Annoncen-Regie:** Orell Füssli-Annoncen, Zeughausgasse 14, Bern. Tel. 031 - 2 21 91, und übrige Filialen

Rédaction pour la partie française: Dr René Baumgartner, professeur à l'Ecole normale, chemin des Adelles 22, Delémont. Téléphone 066 - 2 17 85. Prière d'envoyer ce qui concerne la partie rédactionnelle (y compris les livres) au rédacteur. Pour les changements d'adresses et les commandes, écrire au Secrétariat de la SIB, Brunnengasse 16, Berne. — **Prix de l'abonnement par an:** pour les non-sociétaires 22 francs, six mois 11 francs. **Annonces:** 20 ct. le millimètre, réclames 70 ct. le millimètre. **Régie des annonces:** Orell Füssli-Annonces, Zeughausgasse 14, Berne, téléphone 031 - 2 21 91, ainsi que les autres succursales

Logierhaus BLV, Bern – Anmeldung

Auf 15. Oktober 1963 soll unser Logierhaus bezugsbereit sein. In 22 Zweier- und 7 Einerzimmern können 51 Bewohner aufgenommen werden. 6 Gemeinschaftsküchen ermöglichen es, einfache, kleine Mahlzeiten (Morgens, Abendessen) selber zu bereiten.

Wichtigstes Bestreben des Heimes möchte es sein, soviel wie möglich von einer familiären, häuslichen Atmosphäre zu schaffen und zu erhalten.

Und nun möchten wir alle Interessenten freundlich einladen, sich für die Benützung des Heims anzumelden. Sie werden dann die nötigen Anmeldeformulare erhalten. Heimkommission und Heimleitung prüfen und beantworten nachher die Aufnahmegesuche.

Anmeldetermin: 20. August

Der Heimleiter:

F. Zumbrunn, Lehrer, Felshaldenweg 11, Bern, Telefon 3 08 83

Ein Beitrag zu einer brennenden Bildungsfrage

Aus der Rektoratsrede «*Vielfalt und Einheit im Lebendigen*» von Prof. Dr. Ernst Hadorn, Zürich*)

Der Homo sapiens ist als eine besonders variantenreiche Art zu beurteilen. Er ist polytypisch in eine grosse Zahl geographischer Rassen gegliedert, und innerhalb eines Rassenkreises erscheinen seine Individuen in polymorpher Vielfalt. Abgesehen von eineiigen Zwillingen stimmen keine zwei Menschen genetisch überein. Diese Aussage gründet auf folgender Überlegung: Wir alle sind gemischterbig (heterozygot) für zahlreiche Genpaare oder Allele. Bei der Keimzellreifung wird aus 46 Chromosomenpaaren ein Satz von 23 Genträgern ausgewählt. Falls in jedem elterlichen Chromosomenpaar auch nur eine Alleldifferenz besteht – eine Annahme, die die wirkliche Heterozygotie weit unterschätzen mag – so ergeben sich 2^{23} , das sind acht Millionen verschiedenartige Möglichkeiten für das Inventar an Erbfaktoren in einem Spermium oder in einer Eizelle. Aus der freien Kombinationsmöglichkeit bei der Befruchtung

könnten dann 2^{46} oder siebzig Billionen erbmassig unterschiedlich konstituierte Kinder hervorgehen. In Geschwisterschaften dürften daher die Wiederholungen erst von der siebzigsten Billion an auftreten. Diese Rechnung lehrt, dass jeder Mensch als genetischer Einzelfall konzipiert wird und dass zudem ungezählte Möglichkeiten von Erbtypen überhaupt nie verwirklicht werden.

So tritt jedes Menschenkind sein Leben mit einer einmaligen Kombination von Genmatrizen an, die zunächst seine biochemische Individualität bestimmen. Wie sich auf dieser Grundlage die Entwicklung zur integrierten Gestalt und Persönlichkeit vollziehen kann, dies erscheint auch dem Naturwissenschaftler als das grosse Lebenswunder. Jedenfalls prägt die genetisch bedingte biochemische Individualität das Individuum zeitlebens. Aus dieser Eigenart ergeben sich unter anderem unüberwindliche Schwierigkeiten für den Erfolg von Gewebe- und Organtransplantationen, und jeder Arzt kann erfahren, wie unterschiedlich viele Patienten auf eine standardisierte Therapie reagieren.

Das Wissen um solche Erbelemente der Konstitution darf uns aber nicht dazu verleiten, einen weiteren Wesenszug biologischer Entwicklungssysteme zu übersehen. Mit allem Nachdruck ist nun an dieser Stelle hervorzuheben, dass durch die Erbsubstanz nicht fertige Merkmale festgelegt sind. Vererbt wird vielmehr ein meist reiches Repertoire an offenen Reaktionsmöglichkeiten. Umweltwirkungen der verschiedensten Art

*) Festrede gehalten an der 130. Stiftungsfeier der Universität Zürich am 29. April 1963.

Wir freuen uns, den Schluss dieser Rede abdrucken zu dürfen und danken dem Verfasser für seine freundliche Erlaubnis. Prof. Hadorn war früher Glied des bernischen Lehrkörpers. Die ganze Rede ist zu beziehen beim Art. Institut Orell Füssli, Zürich.

entscheiden erst im Verlauf der Entwicklung über das, was im Rahmen der genetischen Möglichkeiten zur Verwirklichung kommen kann. Diese Einsicht zieht notwendige Grenzen gegen zwei extreme und falsche Auffassungen. Sie wendet sich einerseits gegen jeden sturen Erbdeterminismus, der zur therapeutischen und erzieherischen Resignation führen muss und der nur zu oft als Entschuldigung für eine sozial ungerechte Gesellschaftsordnung herangezogen wird. Andererseits kann der Genetiker auch dem Rousseauschen Aufklärungsideal, wonach alle Menschen gleich und gut geboren sind, nicht zustimmen. Dem naiven Glauben an die formende Allmacht der Umwelt, dem die französische wie die russische Revolution verpflichtet ist, haben wir die Tatsache gegenüberzustellen, dass den menschlichen Möglichkeiten erbmassig unterschiedliche Grenzen gesetzt sind.

Dabei möchten wir keinen grundsätzlichen Unterschied zugestehen zwischen Erbfaktoren, die im körperlichen und solchen, die im psychischen Persönlichkeitsbereich wirken. So wie es Gene gibt für Pigmentstufen, Nasenformen, Blutgruppen und Stoffwechselqualitäten, so werden auch Komponenten der Intelligenz, des Affektverhaltens, der Konzentrationsfähigkeit und Elemente für schöpferische Fähigkeiten durch Gene entscheidend mitbestimmt.

Diese im psychischen Leistungsfeld wirkenden Erbfaktoren sind in einer Population in ähnlich variantenreichen Kombinationen unterschiedlich auf die Individuen verteilt, wie die Gene etwa, auf denen die Variabilität in der Körpergrösse beruht. Mit der erbmassig festgelegten Vielfalt hat sich jede Gesellschaftsordnung wie auch jedes Erziehungs- und Schulungsprogramm auseinanderzusetzen. Die Lösung muss in einer Umweltgestaltung gesucht werden, die im Idealfall jedem Individuum erlauben sollte, aus dem Repertoire seiner genetischen Möglichkeiten die besten Persönlichkeitskomponenten zu entwickeln und zu integrieren. Dieses Postulat lässt sich allerdings nur in unvollkommener Annäherung verwirklichen, da es niemals möglich ist, ebenso viele differenzierte Bildungswege zu öffnen, wie es individuell unterschiedliche Genotypen gibt.

Doch ergeben sich wiederum klare Abgrenzungen nach zwei Seiten hin. Eine Aufteilung der Gesellschaft in geschlossene Kasten, in starre Zunftordnungen und exklusive Klassen hindert das Einpassen des Individuums in die ihm gemässe Bildungs- und Berufsschicht, und so verkümmern oder leiden viele Talente in falscher Umgebung. Ebenso abwegig und im Endergebnis auch ungerecht ist ein einheitliches Schulungssystem, das auf einem falsch verstandenen Demokratismus gründet und in dem versucht wird, allen Alles und Gleiches zu bieten. Benachteiligt sind hier nochmals und besonders die Hochbegabten der sozial ungünstig gestellten Schichten. Ihnen stehen bei weitem nicht jene Möglichkeiten zur Verfügung, die dem Begüterten erlauben, durch zusätzliche Bildung sich aus der Uniformität der Durchschnittsschulung herauszuheben.

Wo stehen wir in unserem Lande und wie sind die zürcherischen Bildungsmöglichkeiten zu beurteilen? Wir glauben, dass bei uns die Bedürfnisse der genetisch Schwachbegabten ernst genommen werden und dass

für sie vielfach optimale Schulungsbedingungen verwirklicht sind. Diese grossen und segensreichen Anstrengungen ehren Gesellschaft und Staat, und wir bewundern all jene Erzieher, die den Benachteiligten helfen. Auch die mittleren Begabungstypen – so scheint uns – finden in unseren Schulen und Bildungsanstalten eine Umwelt, die ihren Möglichkeiten angepasst sein kann.*)

Ungenügend und unverhältnismässig bescheiden bleibt daneben die dringliche Förderung der Bestbegabten. Auf ihre Leistung ist ein kleines Land in besonderem Masse angewiesen, und wir müssen diese Elite in jeder Gesellschaftsschicht und Berufsgruppe suchen, finden und nach hohen Ansprüchen bilden. Nun hören wir aber aus der Öffentlichkeit immer wieder Klagen, wonach die Jugend in den Schulen aller Stufen bereits überfordert sei. Beruhen solche Sorgen nicht in vielen Einzelfällen darauf, dass unsere Schultypen noch zu wenig nach Leistungsmöglichkeiten differenziert sind, und verstärken sich die Schwierigkeiten nicht auch deshalb, weil allzustrarre Reglemente den Wechsel von einem Bildungsweg zu einem anderen – und besser passenden – erschweren? So mag in der gleichen Klasse neben dem tatsächlich Überbelasteten auch der nur ungenügend Versorgte sitzen, dem man ein mehrfaches an Anstrengung zumuten dürfte. Diese ungelöste Problematik belastet nicht nur die Mittelschulen; sie macht sich besonders geltend schon in den letzten Klassen der gemeinsamen Volksschule, die bei uns sechs Jahre beansprucht.

Die Benachteiligung der Hochbegabten erfüllt auch den Universitätslehrer mit Sorgen. Die beängstigend ansteigende Zahl der Studierenden, sowie der Sog, der ausgeht von dem ungedeckten Bedarf an Akademikern, bringt uns in Gefahr, den Unterricht auf ein bequem erreichbares Mittelmass einzustellen. Eine Hochschulreform, die nach der an sich unerlässlichen Vermehrung des Lehrkörpers ruft, wird nur dann sinnvoll, wenn sie gleichzeitig eine nach Leistungsmöglichkeiten differenzierte Ausbildung sichert. Nur so werden wir den Ansprüchen der schöpferisch Veranlagten gerecht.

Die Vielfalt der menschlichen Begabungen haben wir als naturgesetzliche Gegebenheit hinzunehmen. Nicht minder entscheidend soll die Überzeugung sein, dass der Mensch vor allen Arten ausgezeichnet ist. Unserer Verantwortung ist aufgetragen, jedes Individuum zu achten in seinem einmaligen Menschenwert. Eine solche verpflichtende Wertsetzung lässt sich allerdings nicht allein naturwissenschaftlich begründen. Es haben vielmehr im Rahmen einer Universitas alle Fakultäten mitzuwirken an der Lösung einer Aufgabe, die sich in jeder Zeit erneut stellt: die Gemeinschaft ist so zu gestalten, dass individuelle Gaben und Talente bestimmungsgemäss fruchtbar werden.

*) Dies trifft zweifelsohne auch für den Kanton Bern zu. Dagegen kommen bei uns die «genetisch Schwachbegabten» noch oft zu kurz, vor allem in den abgelegenen Landschulen. Organisatorische, vor allem aber finanzielle Schwierigkeiten, aber auch Uneinsichtigkeit verhindern vielerorts «optimale Schulungsbedingungen» für diese Benachteiligten. Es ist dringend zu wünschen, dass den Forderungen der «Bernischen Hilfsgesellschaft für Geistesschwache» in zunehmendem Masse Gehör geschenkt wird.

Kantonkartell

Was geht das Kantonkartell bernischer Angestellten- und Beamtenverbände die Lehrerschaft an?

Unser Zentralsekretär spricht an der Delegiertenversammlung in Biel

Kartell bedeutet Ring, Freundschaftsverhältnis, Interessenvereinigung, Schutzbündnis. Das Kantonkartell bernischer Angestellten- und Beamtenverbände existiert seit 15 Jahren. Es zählt heute rund 29 000 Mitglieder. Miteingeschlossen in diesen Ring der Verbände (Bankpersonal, Staatspersonal, Versicherungsangestellte, Vermessungstechniker, Werkmeister, Beamte und Angestellte der eidg. Zentralverwaltungen, Zivilstandsbeamte) ist auch der Bernische Lehrerverein. Es ist dies für die Lehrerschaft ohne Zweifel von Nutzen, gewiss aber auch für alle eingeschlossenen Verbände von Vorteil. Die Delegiertenversammlung des Kartells vom 15. Juni 1963 machte es deutlich sichtbar.

Vor einem Jahre diskutierte man die Steuergesetzrevision und die Arbeitsplatzbewertung mit ihren Auswirkungen im Angestelltenbereich. Diesmal widmete man sich allgemein aktuellen Standesfragen und gab auch unserem Zentralsekretär Marcel Rychner Gelegenheit, zu den Versammelten zu sprechen. Um es gleich vorweg zu nehmen: Seine Ausführungen beeindruckten allgemein sehr und werden gewiss Früchte tragen.

«Was haben denn Leute mit dreissigstündiger Wochenarbeit und drei Monaten Ferien im Jahr überhaupt noch für Probleme! – So denkt ein Rindvieh», begann er. (Der Ausdruck «Rindvieh» war vorher im Zusammenhang mit den sogenannten unproduktiven Arbeiten gefallen; ein deutscher Professor habe sich geäussert, jeder Arbeitgeber, der von unproduktiver Arbeit in seinem Betrieb spreche und dennoch Leute dafür einstelle, sei ein Rindvieh.) Marcel Rychner verzichtete, auf die Probleme Teuerung, Steuern, Besoldung und Versicherung näher einzutreten, sie gälten, wie sie von den andern Referenten behandelt wurden, ebenso für die Lehrerschaft. Er beleuchtete vielmehr die ethische Seite unseres Berufes und betonte, dass Freud und Leid des Lehrerstandes aufs engste mit dem Schicksal der Schule verbunden seien. Zivilisation und Kultur seien nicht identisch, und nicht einzig Schulwissen entscheidend für unser Volk. Es gelte immer mehr, dass die Schule dazu beitrage, dem heranwachsenden Menschen ein sinnerfülltes Leben gestalten zu helfen, und dazu seien neben der praktischen und theoretischen Intelligenz und dem Wissen vor allem Charakterausbildung, Einfühlungsvermögen, Ausdauer, Geschicklichkeit und Geschmack Voraussetzung. Der Schule würden stets mehr Aufgaben überbürdet, und die Lehrerschaft ginge den Weg des geringsten Widerstandes, wenn sie einfach den Lehrstoff vermehrte und die Schulsysteme weiter aufsplittete. Grosse Schwierigkeiten machten die Eltern, die vor allem äussere Erfolge sehen wollten (Examen, Übertritte), und es bestehe die Gefahr, dass der Lehrer sich entsprechend einrichte. Geradezu verheerend wirke die Kritik der Eltern über die Lehrer in Gegenwart des Kindes. Es gebe nicht nur die Rechte des Kindes, und der Lehrer sei auch nur ein Mensch, behaftet mit Schwächen wie jeder andere. Warum ihn

gleich vor den Richter zitieren, wenn dem Sprössling ein Haar gekrümmt wird? Solche Unvernunft in der Beurteilung herrsche heute überall – die Rechtsschutzfälle bewiesen es zur Genüge – sowohl in Handlungersfamilien als auch in akademischen Kreisen. Wenn der Lehrer seinen Schülern etwas mitgeben wolle, für das dieser noch nach zwanzig Jahren dankbar sei, so bedeute dies allerdings, dass der Lehrer sich nicht nur in seinem Beruf orientieren dürfe. Der Zentralsekretär kam auf die Ausbildung und Weiterbildung zu sprechen, auf den Lehrermangel und die Möglichkeit, unsern Beruf anziehender zu gestalten. Er forderte die Versammelten auf, überall dahin zu wirken, dass unsern Aufgaben, Nöten und Sorgen, auch unsern menschlichen Schwächen, genügend Verständnis entgegengebracht werde.

Nach Marcel Rychners Referat äusserte sich der Kartellpräsident, Grossrat Armin Haller, sehr positiv über die Lehrerschaft und gab seiner Freude darüber Ausdruck, dass die Erziehungsfragen gottlob immer noch stets unser erstes Anliegen seien. Drei Monate Ferien und trotzdem 260 Lehrer im Kanton zu wenig, das sage auch etwas.

In der Diskussion, die Ausführungen des Zentralsekretärs betreffend, wollte man u. a. wissen, was der Lehrer eigentlich mit seinen vielen Ferien anstelle. Marcel Rychner antwortete, die Besoldung lange leider nicht um das zu tun, was viele Leute glaubten, dass es getan werde, vor allem nicht, wenn der Lehrer Vater mehrerer Kinder sei und diese mitten in der Ausbildung ständen. Im übrigen wies er noch einmal hin auf die Notwendigkeit der ständigen Weiterbildung. Er ersuchte die Versammelten aber auch, sich in Erinnerung zu rufen, was es bedeute, gelegentlich auch nur eine kleine Schar junger Menschen um sich zu haben (Geburtstageseinladung zuhause!). Hätte ein Lehrer nicht in regelmässigen Abständen die Möglichkeit, sich von seinen dreissig und mehr Schülern zu distanzieren, würde er nervös, massleidend, hässig, krank.

Vor unserem Zentralsekretär hatten sich zum Thema «Aktuelle Standesfragen» die Herren Kantonsrat Meier-Ragg, Zürich (Generalsekretär des schweiz. kaufmännischen Vereins) und Nationalrat Geissbühler, Bern (Sekretär des Zentralverbandes des Staats- und Gemeindepersonals der Schweiz) geäussert. Auch für die sieben Delegierten des Lehrervereins waren ihre Äusserungen höchst aktuell (fortschreitende Teuerung/Sorgen der älteren Angestellten/AHV-Revision/Wandlungen in der Stellung der Beamtenschaft und deren Anrecht an der Produktivität/Aufstiegsmöglichkeiten/Treueprämien u. a.). Nationalrat Geissbühler verglich die einzelnen Berufsverbände mit Säulen und Ranken, wobei einmal diese die tragenden Pfeiler und die übrigen die sich daran Haltenden seien und ein andermal umgekehrt. Auch in den Worten der zuletzt sprechenden Gäste Nationalrat Gnägi (Volkswirtschaftsdirektor des Kantons Bern), Nationalrat König (Gemeinderat in Biel)

FEZLER  **Schaerer + Co**
ECHT SILBER VON
Marktgasse 63, Bern

und Nationalrat Tschanz (Landwirt in Grosshöchstetten) kamen deutlich die allen gemeinsamen Interessen und die Notwendigkeit der Verbindungen untereinander zum Ausdruck. Mit besonderer Genugtuung vernahmen wohl gerade die Delegierten des BLV, dass Nationalrat Gnägi betonte, der Ausbildung und Weiterbildung müsse die allergrösste Aufmerksamkeit geschenkt werden. Wir wollen uns dieses Bekenntnis unseres Volkswirtschaftsleiters gerne merken.

H. A.

† Ernst Hubacher

Seine Lebenslinie verläuft äusserst ruhig. Das zeugt von innerer – wie auch äusserer – Geborgenheit. 1888 in Biel geboren, durchlief er die Schulen seiner Vaterstadt bis zur Maturität. Seine erste Pfarrstelle versah er in Grenchen. Von 1922 bis 1952 wirkte er an der Friedenskirche in Bern. – Sein Studiengang aber verrät Dynamik. Er war Theologiestudent an den Universitäten Genf, Bern, Heidelberg, Berlin und Zürich. Zwei Lehrer haben ihn besonders beeindruckt: Harnack in Berlin, Leonhard Ragaz in Zürich. Harnack, der fein gepflegte, musste Ernst Hubacher, den für alles Kultivierte und Aussergewöhnliche Empfänglichen, beeindrucken – schon durch seinen abgewogenen Vortrag – Ausdruck (scheinbar) gesicherter Zeit. Wo er in seiner Kirchengeschichte auch nur Stilgeschichte entwickelte, mit leicht gedämpfter, zart gehobener Stimme, war es, als erzählte er von Überirdischem. – In Zürich aber tönen andere Töne. Bei Ragaz bläst ein harscher Wind. «Neue Wege»! Der heranbrausende Sozialismus fordert heraus zum Kampf.

Aus dem kirchlichen Auftrag den Benachteiligten gegenüber und angesichts der sozialen Kämpfe in seiner Industriegemeinde trat Ernst Hubacher 1919 in die Sozialdemokratische Partei ein. In Bern entfaltete er sich in vielseitiger reicher Amtstätigkeit in Predigt, Seelsorge, Unterweisung, in der Leitung seiner Jugendgruppe «Pax», als Religionslehrer am Gymnasium von 1931 bis 1943, durch umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit und – nach aussen weniger sichtbar – durch theologische Arbeit im Kreise von Gesinnungsgenossen. Keinem dieser Arbeitszweige sei er etwas schuldig geblieben. Sein lebendiger Religionsunterricht, aufs Wort ausgerichtet und ständig bereichert durch die bildende Kunst, habe sich ausgezeichnet durch unbedingte Offenheit; bei der Seelsorge habe er – eine seltene Kunst – zuhören können; für die Unterweisung hat er ein eigenes «Fragebüchlein» verfasst; in der Jugendgruppenarbeit, an die wir uns heute schon gewöhnt haben, ist er bahnbrechend vorangegangen. Laienspielaufführungen, Vorträge, Ferienlager, Anfertigung von Spielsachen zu Weihnachtsbescherungen bildeten das Ferment zur Gemeinschaftsbildung. – In seinen Predigten hat er das Wurzelreich blossgelegt, aus dem sein Lebenswerk erspross. Lehre, Sakrament und Gebet sind ihm die Pfeiler einer religiösen Gemeinschaft. Ohne «rechtschaffene Theologie» keine Kirche. Er entschied sich für saubere Trennung zwischen Religion und Politik. In der Predigt, wie in seiner Schrift «Darwin oder die Bibel?» bekräftigt er: Was die Männer der Wissenschaft vorbrächten, im letzten Sinne wichtig, alleiniger Trost im Leben und Sterben sei es nicht. Die wissenschaftliche Betrachtungs-

weise hat ihre Berechtigung und Aufgabe in den ihr angemessenen Bezirken, doch lohne es sich nicht minder, «jene andere Erkenntnis zu suchen, bei der wir der Offenbarung unser Herz öffnen und dem Wort der



Heiligen Schrift Glauben schenken». Er gehörte zur «Theologischen Arbeitsgemeinschaft des Kantons Bern» und bewahrte andern gegenüber Toleranz.

In Wort und Schrift ist er unmissverständlich klar durch die abgrenzenden Linien, durch Vergleiche, Beispiele und anschauliche Bilder. So in den Predigten, in Artikeln und Buchbesprechungen.* Sind seine Predigten vielfach Bekenntnisse, werden seine Buchbesprechungen zu Auseinandersetzungen. Er begnügt sich nicht mit Inhaltsangaben und allgemeinen Urteilen. Er schafft reiche Beziehungen, beleuchtet die Hintergründe. – Auf verschiedenen Wissensgebieten ist er bewandert. Er erinnert daran, dass, was etwa die moderne Seelenforschung neu entdeckt hat und im einzelnen beschreibt, der Heiligen Schrift längst bekannt war.

Oft hören wir Klänge wie die, dass das Leben dafür Sorge, dass wir alle «immer wieder enttäuscht, gedemütigt, zurückgeschlagen, unterdrückt, arm und klein» würden. Er braucht ein überraschendes Bild: «Es gibt eine Entmutigung, die den Menschen so unwiderstehlich anzieht, wie ein Wirbel den Flußschwimmer ansaugt und in die Tiefe zu reissen droht». – In seinem Katechismus beantwortet Hubacher die Frage über Christus, wohin ihn seine Menschheit führe, mit dem herben Wort: «Ins Leiden». Der Feinhörige mag daraus einen Ton vernehmen, der wie aus eigener Schicksalserfahrung klingt. Wo durch stark gesteigertes geistiges Schaffen und durch Anteilnahme die Gemütskräfte überbeansprucht werden, verlangt die Natur in uns unfassbaren Abständen Zeiten der Sammlung. Seit der Bombardierung von Amsterdam im zweiten Weltkrieg kannte er sie, die schweren Zeiten der Kräfteerneuerung in den tiefsten Schichten unseres Wesens.

* Wir durften Pfarrer E. Hubacher auch zu den Mitarbeitern des Berner Schulblattes zählen und stunden noch vor kurzem mit ihm in brieflicher Beziehung über zwei Buchbesprechungen, die zu übernehmen er sich bereit erklärte und wofür wir ihm herzlich dankten. (Siehe Seite 249/50 gleiche Nummer.) Red.

Die andere Heimsuchung war seine allmähliche Erblindung. Ihr zum Trotz arbeitete er unermüdlich weiter und überraschte uns immer wieder mit seinen Aufsätzen über bildende Kunst. Er kannte sich aus in Literatur, Malerei, Architektur; in der Bildhauerei wohl in enger Beziehung zu seinem Bruder, dem Bildhauer Hermann Hubacher. – Verpflichtend war ihm sein Verhältnis zu Tolstoi und Dostojewski. Impulse hatte er von Gandhi persönlich empfangen.

Wir sahen Ernst Hubacher zuletzt umsichtig und bedachtsam für die grosse schweizerische Blindenbibliothek Stahlbandaufnahmen besorgen. Da stand ihm Gotthelf im Vordergrund.

Wir wissen, wie er im Kreise seiner Kollegen führend tätig war, wie er in seinen Schülern Lebenswerte wahrnahm, wie seine Jugendgruppe das Gemeinschaftserlebnis auskostete; durch die gedruckten Predigten redet er weiterhin zu uns, und unzählige Blinde werden sich an seinen Leseaufnahmen erbauen. – Die Ausstrahlungen aus einem reichen Leben erlöschen nicht. *Georg Küffer*

† Fritz Wanzenried

Lützelflüh

An einem Maientag, als die Natur in einem Reichtum und einer Fülle sich über das Emmental legte, wurde zugleich dem reichen Leben von Fritz Wanzenried auf dieser Erde ein Ende gesetzt. Die ganze Primarschule Lützelflüh war zum Maibummel aufgebrochen. Fritz Wanzenried schritt voran und niemand dachte daran, dass er, der das Marschtempo bestimmte und rüstig auszog, nach einer Viertelstunde beim nächsten Schulhaus, in Goldbach, durch einen Herzschlag aus unserer Mitte gerissen würde. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Hiobsbotschaft durch die ganze Gemeinde, und die Kollegenschaft stand vor der unausweichlichen Tatsache, von ihrem lieben Freund und Kollegen für immer Abschied nehmen zu müssen.

Fritz Wanzenried wurde 1899 auf der Wiesen bei Worb geboren. Seinen Vater kannte er nie und seine Jugendzeit stand unter dem Zeichen vieler Entbehrungen. Als begabter Jüngling besuchte er während des 1. Weltkrieges mit der 56. Promotion das evangelische Seminar Muristalden. 1918 wurde er als Lehrer nach Sumiswald gewählt und übernahm dann 1924 das 4. Schuljahr in Lützelflüh. Nach seiner Verheiratung 1925 zog er nach Münsingen, um dann dem Ruf zur Übernahme der Oberklasse in Lützelflüh auf das Jahr 1927 Folge zu leisten. Bis zu seinem plötzlichen Tode hat er der Primarschule und der Dorfgemeinschaft unermessbare Dienste geleistet. Er gab unserer Schule ein besonderes Gepräge. Er stand in voller Verantwortung in der Schularbeit, sie war ihm Herzensanliegen. Mit viel Geschick und grossem Können gestaltete er den Unterricht. Die Auseinandersetzung mit neuen Methoden, Lehrmitteln und den vielseitigen Schulproblemen, aber auch die Offenheit für die Anliegen, die Neuerungen und Neugestaltungen, die durch die vielen jungen Lehrkräfte, die er in der Schularbeit neben sich erlebte, in die Schule getragen wurden, erhielten Fritz Wanzenried jung. Ihn bewegte der Einbruch des fragwürdigen Segens unserer Kultur in unsere Täler und Familien.

Er ermahnte immer wieder, die Verantwortung des Elternhauses für die Erziehung der Kinder nicht auf die Schule abzuwälzen, unsere Primarschule nicht zu entseelen mit immer neuen Forderungen, die vom Sog



unserer technisierten Welt her angemeldet werden. Das «Aufblasen» unserer Schule mit immer neuen Fächern und zusätzlichem Unterricht betrachtete er als Entwertung und Unterhöhlung des eigentlichen Auftrages, Menschen zur Verantwortung und zur Liebe zum Mitmenschen heranzubilden. Darum stand Fritz Wanzenried mit grosser Anteilnahme, mit Überlegung und Verständnis und mit viel Liebe für die ihm anvertrauten Kinder in der Schularbeit, die für ihn immer an erster Stelle kam. Er sah aber gerade die Erzieherarbeit nicht nur als wichtiges Anliegen der Schule, sondern verstand sie auch als Auftrag für die Erwachsenen. So rief er als väterlicher Kollege, Freund und Berater immer wieder dann zum Gespräch zusammen, wenn es Schwierigkeiten zu überbrücken galt. Wo jung und alt in der Schule zusammenwirken, da kommt es unweigerlich zu Spannungen. Es war aber stets ein eindrückliches Erlebnis, dass es der Schule zum Segen gereicht, wenn ein offenes Gespräch und das Hören aufeinander möglich wird. Die Voraussetzungen zu diesem Gespräch zu schaffen, das war Fritz Wanzenried in besonderem Masse geschenkt.

Weil Fritz Wanzenried derart fest mit der Schule verwachsen war, darum setzte er sich für die Anliegen der Schule und der Lehrerschaft voll ein. Er tat es als Oberlehrer und treues Mitglied des BLV, Sektion Trachselwald, die er vor Jahren einmal präsidierte. Wo es um das Wohl der Schule, um berechnete Anliegen der Lehrerschaft, um das Recht des Mitmenschen ging, da kannte der Verstorbene keine Rücksichten. Sein Wort galt etwas und man konnte sich darauf verlassen. Was alles auf ihm lastete, das wird uns allen erst jetzt eigentlich recht deutlich, nachdem er nicht mehr unter uns ist.

In reichem Masse hat sich Fritz Wanzenried auch andern Aufgaben gewidmet. In der Vereinigung für Tracht und Heimat wusste er als Obmann die Verantwortung für die Gesunderhaltung der Familie, die Reinhaltung des Volksliedes und des Brauchtums zu

wecken. Er gab dieser Vereinigung immer wieder neue Impulse und das Missenmüssen seiner umsichtigen und tatkräftigen Leitung wird die Trachtenleute lange mit tiefem Schmerz erfüllen, aber auch den Heimatschutz, dem er die Treue hielt.

Wo es um den benachteiligten Mitmenschen ging, da durfte man auf die Mithilfe von Fritz Wanzenried rechnen. Er präsierte die Tuberkulosenfürsorge des Amtes Trachselwald, die Krankenpflagestiftung der Gemeinde. Die Gemeinde bestimmte ihn als Abgeordneten in die Alkoholfürsorge und den Bezirksverband Pro Juventute. Als langjähriger Feuerwehrinstructor wusste er die Verantwortung für den Mitmenschen zu wecken. Der Kirche diente er als Organist, Kirchgemeindepräsident und Leiter des Kirchenchores.

So war das ganze Leben von Fritz Wanzenried geprägt von der Treue und der Freude zu seinem Beruf, der Erziehung der Kinder und der Erwachsenen. Sein Beispiel und sein Leben hat er dafür eingesetzt und wurde dadurch nicht nur verehrt, sondern geliebt. Wer Fritz Wanzenrieds ausgeprägte Persönlichkeit ausstrahlen sah, wird ihn nie vergessen können. —r

AUS DEM BERNISCHEN LEHRERVEREIN

Hauptversammlung der Stellvertretungskasse für bernische Mittellehrer

Vor ungefähr Monatsfrist wurde dieser Anlass erstmals unter der Leitung des neuen Kassenvorstandes durchgeführt. Präsident Fritz Röthlisberger, Bern, konnte die Vertreter der Mittellehrersektionen und einige weitere Mitglieder begrüßen.

Für die Berichterstattung seien aus den Verhandlungen die folgenden wichtigeren Geschäfte herausgegriffen:

1. *Jahresbericht und Abrechnung*: Der Bericht umfasst infolge Überganges von den alten zu den neuen Statuten die Zeit vom 1. Januar 1962 bis 31. März 1963, also fünf Vierteljahre.

Bei Fr. 63 174.80 an Einnahmen und Fr. 39 249.70 an Ausgaben resultiert ein scheinbar ausserordentlich grosser Aktivsaldo, nämlich Fr. 23 925.10. Die Abrechnungen der Erziehungsdirektion über Stellvertretungen sind jedoch derart in Rückstand geraten, dass noch mit bedeutenden Forderungen an unsere Kasse gerechnet werden muss. Auffällig ist auch diesmal der starke Mitgliederzuwachs; auf Ende März zählt der Bestand 1115 Lehrkräfte. Das Kassenvermögen ist auf Fr. 199 179.35 gestiegen. Mit Befriedigung darf festgestellt werden, dass die Verwaltungskosten durch die Kapitalzinsen allein gedeckt werden können, d. h. dass also die Beiträge der Mitglieder rein für Stellvertretungsentschädigungen verwendet werden. Die Jahresprämien erfahren trotz erhöhter Kosten keine Änderung.

2. *Geldanlage*: Der Vorstand beantragt eine für unsere Kasse wichtige Neuerung; er schlägt vor, bis maximal 20% unseres nun beträchtlichen Vermögens in Wertschriften anzulegen, die einen günstigeren Zins abwerfen als die üblichen mündelsicheren Wertpapiere. Dabei ist an Geldanlagen bei grossen schweizerischen Elektrizitätswerken zu denken. Die Hauptversammlung drückt hierzu einstimmig ihr Einverständnis aus.

3. *Erhöhung der Funktionärentschädigungen*: Die Verwaltung unserer Kasse ist finanziell günstig. Bei dem wachsenden

Mitgliederbestand (innerhalb der letzten zwölf Jahre um 50%), der beachtlichen Vermögenszunahme und der damit erhöhten Verantwortung dürfen die Entschädigungen an die Funktionäre neu überprüft werden. Die Hauptversammlung beschliesst nach kurzer Diskussion, das Honorar des Kassiers und des Präsidenten den Verhältnissen anzupassen.

Nachdem Kollege Ernst Burren, Steffisburg, — er zählt zu den treuesten Besuchern der Hauptversammlung — am Schluss der Traktanden die stille, gewissenhafte Arbeit des Kassenvorstandes verdankt hat, ladet der Vorsitzende die Versammlungsteilnehmer zum üblichen Imbiss ein. Be.

AUS DER PÄDAGOGISCHEN PRESSE

Wirtschaft und Schule

Wirtschaft und Schule suchen Kontakt, sei es mit der Einladung der Schüler- und Lehrerschaft zu Betriebsbesichtigungen oder mit der Herausgabe von Werbeschriften und der Veranstaltung von Vorträgen und Seminarien, wie es z. B. die Zentralstelle für Information und Public Relations anzuschicken versteht. (Münchenwiler.) Diese Erscheinung ist für die Schulwelt etwas Erfreuliches und im Hinblick auf verschiedene Zukunftsfragen besonders beachtenswert. Man liest von Partnerschaft und Zusammenarbeit zwischen beiden Bereichen, von gutem Einvernehmen, vom weiteren Ausbau der Fühlungnahme. Die Wirtschaft brauche heute Menschen mit guter Allgemeinbildung; denn die Anforderungen an den Einzelnen seien erheblich gestiegen. Dies bedeute keineswegs, dass die Wirtschaft bei dieser Zusammenarbeit in die Fragen des Pädagogen eingreifen wolle. Es mag uns gefallen, dass neuerdings die Wirtschaft ihr besonderes Augenmerk der Volksschule und damit nach unserer Meinung auch der Lehrerschaft zuwendet... Nach Dr. Arlt vom Deutschen Industrieinstitut «hat die Wirtschaft anerkannt, dass eine Bewältigung der technisch industriellen Welt nicht darin liegen kann, Produktionsameisen unter Verlust des Menschlichen abzurichten», oder «im Vorherrschen der materiellen Werte in unserer Zeit darf die Entwicklung einer immateriellen Wertlehre nicht versäumt werden... Im letzten kann eine Bewältigung der technisch-industriellen Welt nur dann erfolgen, wenn man dem Geschehen aus bleibenden Werten — Gott, Religion — eine Deutung gibt».

Die «Zubringerfunktion» der Schule liegt also auf dem Gebiete der charakterlichen Zucht und nicht im Mitbringen von beruflichem Können und Wissen. Nicht die Beherrschung des Lehrstoffes allein, sondern der Leistungswille, die pünktliche Arbeit, das verantwortungsfreudige Handeln und die persönliche Geschicklichkeit seien der Ausfluss der erzieherischen Wirkung.* Wir in der Schule sind besonders dankbar dafür, dass der Wirtschaftler als bedeutendes Glied der staatlichen Gemeinschaft unserem Dienste am zukünftigen Geschlecht vermehrte Wertschätzung entgegenbringt, wo doch im Zeitalter der Technik nur das quantitativ Messbare gesehen wird, und wir vertrauen auch auf diese Einsicht bei der Lösung von Fragen auf dem Schulgebiet. E. G.

Schulblatt für die Kantone Aargau und Solothurn

*) Diese Feststellung deckt sich völlig mit dem Ergebnis der Umfrage des Berner Schulblattes bei industriellen und gewerblichen Betrieben. Red.

Für
formschöne Brillen
zu

FRAU **SPEK** OPTIK
Zeughausgasse 5, Bern

BUCHHANDLUNG HANNS STAUFFACHER BERN
NEUENGASSE 25 TELEFON 3 9995
GUT UND ZUVERLÄSSIG BERATEN



BUCHBESPRECHUNGEN

Helmut Gollwitzer, Forderungen der Freiheit. Aufsätze und Reden zur politischen Ethik. Verlag Christian Kaiser, München. Preis Fr. 22.85.

Der Mensch, sei er Schweizer, Deutscher oder Amerikaner, neigt dazu, die Freiheit für ein zu geniessendes Glück, ein zu konservierendes Geschenk, ein zu beweihräucherndes Ideal zu halten, auf alle Fälle für ein Prunkstück, das seinen Besitzer irgendwie emporhebt. Dem gegenüber zeigt der vorliegende Band, der von dem Verfasser des berühmten Buches «... und führen, wohin du nicht willst» stammt, dass sie so verstanden gründlich missverstanden ist, dass sie vielmehr eine sehr anspruchsvolle Sache ist, Forderungen stellt, und zwar nicht saure, aber oft recht schwere Dienste verlangt und sich daher für schwungvolle Reden denkbar schlecht eignet. Wem das klar ist, dem wird es verleiden, die eigene Welt, wie es immer wieder geschieht, kurzerhand als freie Welt zu bezeichnen, ausserhalb deren es nur Unfreiheit geben könne, wie ein in guter, aber keineswegs problemloser Ehe lebender Mann sich hüten wird, seine Ehe in aller Öffentlichkeit mit schallenden Worten zu rühmen. Wer also für die Freiheit etwas tun will, muss nach ihren Forderungen fragen, ihnen standhalten, sich von ihnen in Bewegung setzen lassen.

Der Verfasser ist Professor der Theologie an der freien Universität Berlin und, wenn der Leser der Meinung ist, ein solcher habe über Sinn und Gestalt der Freiheit sowieso nichts Rechtes zu sagen, tut er gut, hier seine Lektüre abzubrechen und sich seinen eigenen Gedanken oder denjenigen irgend eines Politikers zu überlassen. Den gutwilligen Leser jedoch erinnert dieses Buch daran, dass Freiheit auch ein Grundwort des christlichen Glaubens ist. Im Evangelium wird dem Menschen, der es hört, Freiheit angekündigt, es wird ihm gesagt, dass er nicht den zahllosen Mächten und Einflüssen in ihm und ausser ihm ausgeliefert ist, sondern dass sich ein Herr, Freund und Bruder mit ihm verbündet, der diesen Mächten gewachsen ist. Durch diesen nur im Glauben zu erkennenden und anzuerkennenden Souverän wird auch der mit ihm verbündete Mensch zum Souverän, ja bekommt es Sinn, auch ein ganzes Volk als Souverän anzusprechen. Dieses Bündnis bringt also eine Befreiung, bringt die Gabe eines neuen Könnens, neuer Möglichkeiten. Durch dieses Bündnis wird der Mensch in den Kampf für seine neue Freiheit gegen seine alte Unfreiheit hineingezogen, ein Kampf mit Rückschlägen, ein Kampf ohne Ende und ohne endgültigen Sieg während der Dauer dieses Lebens, aber auch ein Kampf mit immer neuen Anfängen.

Aus dem allen ergibt sich für den Verfasser eine ganz bestimmte Sicht der Demokratie. Er nennt sie sehr zutreffend eine Weise der Begründung und Legitimation der Macht und zwar die, in unsern Tagen allein mögliche Weise, weil nur so die Bürger vor Entrechtung geschützt werden können. Für sie ist nötig, dass der einzelne den Staat als seinen eigenen Staat empfindet, sich zwar nicht mit seinem Detail, aber mit seinem Grundriss identifiziert und an seinen Angelegenheiten freiwillig teilnimmt. Der Sinn der Menschen für Gerechtigkeit macht Demokratie möglich, d. h. ruft nach dem Machtapparat, ohne den sie nicht auskommt; seine Neigung zu Ungerechtigkeit macht Demokratie nötig, d. h. ruft nach dem Machtapparat, ohne den auch sie nicht auskommt. Sie stellt die Regierenden, ohne ihnen die Möglichkeit des Regierens zu entreissen, unter die Kontrolle der Regierten und traut dadurch diesen eine Urteilsfähigkeit zu, was die Demokratie immer wieder in den Verdacht einer Illusion bringt. Aber sie will ja nicht Kinder gängeln, sondern Männern Handlungsraum schaffen und fürchtet darum nichts so sehr wie das, was der alte Obrigkeitsstaat wünschte, nämlich das Schweigen und den beschränkten Untertanenverstand. In der Achtung des

Staaes vor dem persönlichen Gewissen des Bürgers, vollzieht sich des Staaes Selbstachtung.

Das ganze Buch ist ein einziger staatsbürgerlicher Unterricht für Teilnehmer an der christlich-abendländischen Bildung und weckt aufs Neue das lebhaft Bedauern darüber, dass trotz der einstimmigen Empfehlung durch ihre theologische Fakultät die Regierung Basels sich diesen Mann als Nachfolger für Professor Karl Barth hat entgehen lassen.

Ernst Hubacher

Walter Nigg, Grosse Heilige. Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart. Fr. 9.80.

Sonst ist es Brauch, ein Buch, das schon vor Jahren herausgekommen ist, Dutzende von Auflagen erzielt hat und also stark verbreitet ist, hier nicht mehr anzuzeigen. Jedoch mag es berechtigt sein, von diesem Brauch abzugehen angesichts der erstaunlichen Tatsache, dass ein aus dem Gebiet der Religion stammendes, von jeglicher Sensation freies Werk, seine fünfzigste Auflage vorlegen kann.

Einen solchen Erfolg wird ein Buch nur verzeichnen können, wenn es sich nicht konfessionalistisch gibt und das ist denn hier auch der Fall, denn es erzählt von den grossen Heiligen, die vorwiegend der römischen Kirche zuzuzählen sind, und ist doch von einem evangelischen Theologen verfasst.

Heiligkeit ist ein Abenteuer und hat seinen Grund darin, dass das aus seiner Heiligkeit kommende Wirken Gottes selber etwas Abenteuerliches hat. Gott hat etwas riskiert, als er den Menschen das Geschenk der Freiheit gab, er hat etwas riskiert, als er die Verantwortung für des Menschen Heil mit ihm zu teilen bereit war und als er dem Menschen sein Leben und der Menschheit ihre Geschichte anvertraute. Geradezu ungeheuerlich war dann der Entschluss des heiligen Gottes, selbst als Mensch in die Geschichte einzutreten, womit er die Menschen beunruhigt und provoziert hat und vor Entscheidungen stellte. Man pflegt das Tun Gottes in der Welt als Heilsplan zu bezeichnen. Gewiss ist und bleibt Gott Herr über alles Geschehen und Tun, er hat in der Tat einen Plan und sein Plan wird mit Sicherheit gelingen in der Vollendung der Geschichte, aber indem er den Menschen in seiner Freiheit in allem Ernst zu seinem Mitspieler und möglichen Gegenspieler gemacht hat, bekommt dieser Plan doch eine abenteuerliche Seite. Die meisten von uns sind Christen, eifrig oder lässig, doch selbstverständlich, aber Vielen droht Gefahr gerade darin, dass sie Christen sind, die Pointe des Christentums zu verfehlen und es ist keinem von uns möglich, in perfektionistischer Weise das Christentum zu seiner radikalen und besten Form zurückzuzwingen. Noch schlimmer ist es allerdings, wenn wir auf das Christliche ganz verzichten.

Nun gibt es grosse und interessante Gestalten, die sich auf die Fülle des Christlichen berufen und sich daran gehalten haben. Diese grossen Heiligen werden vielfach zum Zweck der Ablenkung missbraucht. Sie mussten in den Augen Vieler die Abenteuer der Heiligkeit heroisch bestehen, damit sich die gewöhnlichen Christen von ihnen dispensiert fühlen können. Es ist sogar etwas daran. Es gibt offenbar in der Gemeinschaft der Sünder und Heiligen, die man Kirche nennt, auch stellvertretendes Dienste und stellvertretendes Leben. Es kann wirklich die Liebe des einen den Liebesmangel des andern einigermaßen wett machen in einer Ökonomie, deren Logik und Bilanz Gott allein kennt. Die einen haben den Mut, der den andern fehlt, jene springen in die Bresche, wo diese ängstlich zurückweichen oder selbstzufrieden den Feind nicht einmal bemerken. Mag sein, dass einige von ihnen sogar religiöse Genies waren, aber das Gleichnis von den anvertrauten Talenten macht klar, dass die Menschen ob reich oder schwach begabt, sich im Grunde in derselben Lage befinden. Die Heiligen sind nichts anderes als Christen, die berufen wurden, und die den Ruf gehört und darauf geantwortet haben. Das war der Anfang und das Ende ihrer Abenteuer.

Der Kult, den sie in der katholischen Kirche erfahren, könnte das verdecken. Aber auf nicht katholischer Seite ist eines zu bedenken. Bevor die Kirche es wagt, ihre volle Autorität für die Feststellung einzusetzen, dass ein Mensch heilig und also verehrungswürdig sei, stellt sie extreme Sicherheitsbedingungen auf, die es beinahe gewiss machen, dass weder mit einem Irrtum der Beurteilung, noch mit einer raffinierten Heuchelei, noch mit einer unbewussten, neurotischen Scheinheiligkeit zu rechnen ist. Unter anderem verlangt sie, wie es in der Fachsprache heisst, einen heroischen Tugendgrad, ja sogar Wunder, was aber keinesfalls bedeutet, dass sie nur dem heroischen Menschen und dem Wundertäter das Attribut der Heiligkeit zuspricht. Im Gegenteil, in der Vollendung wird es keine Trennung zwischen den kanonisierten und den andern Heiligen geben.

Mit dem ökumenischen Charakter des Buches stimmt es auch überein, dass bei der Darstellung der patriotischen Heiligen wie des Mädchens von Orléans oder des Einsiedlers vom Ranft, ihr Beitrag zur Gestaltung der Nation scharf herausgearbeitet wird und schliesslich vertritt der Verfasser die Ansicht, dass ferner Männer wie Abbé Pierre, der völlig unklerikale Curé de Campagne von Bernanos, sowie die ebenso der Literatur angehörenden, mit feinem Humor ausgestatteten Priestergestalten des Bruce Marshall, ebenfalls zu dem erlauchten Kreis gehören.

Mit diesen wenigen Andeutungen ist der Raum bezeichnet, innerhalb dessen sich die Darstellung Niggs bewegt.

Ernst Hubacher

REDAKTIONELLE MITTEILUNG

Die Nummern vom 6., 20. und 27. Juli fallen aus.

L'ÉCOLE BERNOISE

Echo de la dernière session du Grand Conseil

Le nouveau règlement administratif, qui limite le temps durant lequel peut parler chaque député, a eu pour conséquence un déroulement beaucoup plus rapide des délibérations. Exposé des motifs et réponse sont parfois si brefs, qu'un rapporteur aura bientôt de la peine à signaler quelque chose qui ne figurait pas déjà dans les actes. On constate avec étonnement qu'après un temps plus ou moins long ce sont toujours les mêmes problèmes qui reviennent en discussion. Quelle en est la raison? Serait-ce parce que l'Etat fait des promesses auxquelles il ne donne pas suite? Ou bien les instructions données ne sont-elles pas transmises aux offices compétents? Ou bien encore ces instructions ne sont-elles pas suivies?

Dans la session de mai il y eut peu d'objets importants à traiter au chapitre de l'instruction publique. Dans le domaine législatif un seul projet fut présenté. Comme je l'ai déjà signalé à plusieurs reprises dans mes comptes rendus, le directeur des finances exigea impérieusement une simplification des traitements assurés. C'est à cet effet que fut présentée au conseil une modification du *Décret sur les traitements assurés du corps enseignant*. Dans la mesure où il est possible de comprendre ce projet, on peut déclarer sans ambages que la montagne a accouché d'une souris! D'une part l'augmentation de

NEUE BÜCHER

Besprechung - ohne Verpflichtung - vorbehalten

Pierre Borel, *Le mot propre*. Francke, Bern. Fr. 4.80.

Hans Rudolf Christen, *Allgemeine Chemie*. Herausgegeben im Auftrag der Vereinigung Schweiz. Naturwissenschaftslehrer. 79 Abbildungen und 20 Tabellen. H. R. Sauerländer & Co., Aarau. Schulpreis Fr. 9.80.

R. W. Eichler, *Künstler und Werke*. Maler, Bildhauer und Graphiker unseres Jahrhunderts im deutschen Sprachraum. 192 Seiten mit 176 meist ganzseitigen Tafeln, davon 40 farbig. J. F. Lehmann, München. DM 29.50.

Janpeter Kob, *Erziehung in Elternhaus und Schule*. Eine soziologische Studie. Mit 43 Tabellen. 1963. 130 S. Ferdinand Enke Verlag Stuttgart.

Werner Kuhn, *Schweizer Brevier*. Kümmerly & Frey, Bern.

Ich freu mich. Ganzheitsfibel (analytische Methode). Ausgabe A in Druckschrift. Ausgabe B in Schreibschrift. Normalformat A 5, 38 Blätter mit vielen farbigen Bildern und einem Brief an die Eltern, in einem Arbeitsmäppchen. Text: Sr. Loyola Zumtaugwald. Bilder: Robert Wyss. Verlag Benziger & Co AG, Einsiedeln. Je Fr. 3.90.

Komm, wir lesen! Lesebibel. Normalformat A 5, 80 Seiten, mit vielen farbigen Bildern, in Linson gebunden. Text: Arnold Koller unter Mitwirkung einer Interkantonalen Fibelkommission. Bilder: Robert Wyss. Benziger & Co AG, Einsiedeln. Fr. 3.90.

Lesebüchlein für die zweite Klasse. Redaktion: Sr. Klara Antonia Schöbi und Hedwig Bolliger. Buchgestaltung, Textbilder: Bruno Gentinetta. Erster Teil: *Meine kleine Welt*. Zweiter Teil: *Frohe Zeit*. Format A 5, je 96 Seiten, mit vielen zum Teil mehrfarbigen Bildern. Benziger & Co AG, Einsiedeln. Je Fr. 3.80 in Linson geb.

Otto Lauterburg, *Dichtungen in der religiösen Erziehung*. Wegleitung für Pfarrer, Lehrer und Eltern. Verlag Buchdruckerei Müller, Gstaad.

traitement de 4% sera pourtant assurée subséquentement, et ceci avec effet rétroactif au 1^{er} avril 1963. L'Etat prend de nouveau à sa charge sept mensualités du montant de rachat. En revanche, les *allocations familiales* - et pour les enseignants des établissements de l'Etat les *allocations de résidence* - seront exclues de l'assurance. Si ces allocations sont plus élevées que l'augmentation signalée, le montant restant continue à être assuré et sera compensé plus tard par une majoration subséquente (garantie du niveau du traitement atteint). Chacun peut calculer ce qu'il en est des enseignants des communes qui ont leurs règlements autonomes sur les traitements, s'il étudie le nouvel article, facilement compréhensible, qui suit:

«Le traitement assuré comprend:

3. Pour les enseignants salariés selon un règlement communal autonome, une quote-part du traitement déterminée par les normes suivantes: le traitement de base y compris les allocations d'âge, selon la loi sur les traitements des instituteurs, divisé par la somme comprenant le traitement de base, les allocations d'âge, le complément au traitement de base conformément à l'art. 5 de la loi sur les traitements des instituteurs, et l'allocation de renchérissement selon l'ordonnance cantonale. Le traitement de base réduit dans ces conditions, y compris les allocations d'âge et de renchérissement d'après l'échelle communale autonome des traite-

ments, et majoré du montant de l'allocation communale, pour autant qu'un enseignement ait désiré l'assurer, représente le traitement assuré.»

Voilà donc quelle serait la simplification! Pour d'autres renseignements prière de s'adresser aux offices compétents.

Les sept interventions parlementaires, qui toutes avaient pour auteurs des députés instituteurs, furent un peu plus compréhensibles. La ronde fut ouverte par le collègue Boss, qui exprima de nouveau le désir de voir se réaliser la revalorisation de l'école primaire. Il demanda ensuite une augmentation du nombre des classes auxiliaires et des homes de jour, puis des contributions de l'Etat au transport des élèves de ces classes, et enfin des instructions afin que les enfants auxquels sont destinées ces classes puissent être réellement atteints.

Le conseiller d'Etat Dr Moine déclara que toutes ces questions étaient présentement étudiées par une commission ad hoc. Il ajouta qu'il était disposé aussi à examiner le problème des frais de transport, et qu'il s'efforcera de faire accorder des contributions à des homes scolaires de jour. Il fit enfin remarquer qu'il ne faudrait toutefois pas oublier que de tels enfants appartiennent encore à leurs familles. Il serait disposé à accepter la motion comme postulat. Le collègue Boss persista dans son idée de motion, et celle-ci fut acceptée par le Conseil par 53 voix contre 52.

En complément à cette motion, le collègue Boss demanda aussi des suppléments de traitement pour les enseignants des homes et pour les directrices des homes de jour, qui ne possèdent pas de brevet primaire. L'Etat, déclara M. Moine, s'est toujours montré large en cette circonstance; on n'exigera de ces enseignants que la fréquentation d'un seul cours spécial.

Puis ce fut l'ancien collègue Freiburghaus qui ramena une nouvelle fois sur le tapis la question de la pénurie des enseignants. Il demanda que soit établie une statistique des inscriptions et des admissions aux écoles normales au cours des dix dernières années, classées selon les régions habitées par les candidats. Il invita en outre le gouvernement à examiner le problème de l'ouverture de classes d'école normale dans l'Emmental. Dans son exposé des motifs il critiqua assez vertement les instances responsables de la formation des enseignants. Depuis dix ans, déclara-t-il, on nous dit que la pénurie touche à sa fin. Pendant dix ans on a trop peu fait; ce n'est que l'année passée que l'on a enfin fait un pas décisif. Les offices responsables ne se seraient pas rendu compte que les meilleurs élèves des écoles secondaires ne voulaient plus devenir instituteurs. Cette profession serait choisie aujourd'hui par les enfants de milieux modestes, parce que les frais qu'entraînent les études sont encore supportables. On a eu trop longtemps aux écoles normales de la prévention contre l'école primaire. Il y aurait aujourd'hui assez d'enseignants dans le canton de Berne, si l'on avait reconnu la situation au bon moment. Il y aurait toujours eu un nombre suffisant d'inscriptions aux examens d'admission aux écoles normales.

Le directeur de l'Instruction publique exposa, une fois de plus, ce qu'il considère comme les causes de la pénurie. Il ne se montra pas aussi optimiste quant aux

capacités des candidats refusés. La statistique demandée par le député Freiburghaus sera disponible en septembre. Il accepta pour examen la question de la création de classes d'école normale dans l'Emmental.

Là-dessus le collègue Delaplace motiva un autre postulat, tendant à la décentralisation des écoles normales dans le Jura. Il demanda la création, à Bienne, d'une classe mixte française pour la formation d'enseignants primaires, et justifia sa proposition par le fait que Bienne peut être atteint du sud du Jura plus facilement que Porrentruy ou Delémont, et que les élèves pourraient rentrer chaque soir à la maison.

Le Dr Moine signala tout d'abord les discussions passionnées que le postulat du député Delaplace avait provoquées. En fait, il considéra qu'une décentralisation était raisonnable aussi dans le Jura, et il pense que la création de la classe demandée aura pour effet d'accroître le nombre des candidats aux écoles normales. Au cours de la discussion qui suivit les députés du nord du Jura prirent la défense de leurs centres scolaires en déclarant que l'unité de la formation des enseignants dans le Jura devait être maintenue; que cette question contribuait aussi à diviser le Jura; que les écoles normales de Bienne et de Porrentruy pourraient se faire concurrence, et que par conséquent il fallait refuser le postulat. Malgré l'opposition celui-ci reçut l'approbation du Conseil par 90 voix contre 9.

Dans un autre postulat le collègue Dr Staender pria la Direction de l'Instruction publique d'établir une coordination des examens d'admission aux écoles normales de Hofwil et de Muristalden. Des candidats qui subissent les épreuves aux deux endroits optent, quand les deux examens sont passés, pour l'une ou l'autre de ces écoles. Ici M. Moine manifesta son étonnement d'apprendre que des jeunes gens puissent jouer ainsi sur deux violons. Ces candidats ne peuvent avoir une bonne réputation, et cette circonstance n'est pas en faveur des écoles normales. Si les candidats ont réussi l'un des examens, ils devraient renoncer à se présenter au deuxième. M. Moine examinera la situation et cherchera à remédier à l'abus signalé.

Le collègue Stauffer remit de nouveau en discussion l'Instruction religieuse. Il rappela la loi, qui prévoit 70 à 80 heures pour cet enseignement, et la décision du Synode de l'église, qui recommande 100 heures. Il désigna cette décision du Synode de l'église comme une immixtion de l'église dans les affaires scolaires et désira savoir ce qui allait se passer.

Le directeur de l'Instruction publique considéra que la loi est claire et sans équivoque. Deux demi-journées en hiver représentent 70 à 80 heures. Des heures supplémentaires ne peuvent pas être accordées aux dépens des heures scolaires ordinaires. En cas de litige, c'est la Direction de l'Instruction publique qui tranchera; mais jusqu'à ce jour elle n'a pas eu l'occasion d'intervenir.

Finalement ce fut le collègue Rohrbach qui interpella le Gouvernement, parce qu'au Marzili, à Berne, une seconde classe a été admise subséquentement à l'Ecole normale de jardinières d'enfants. Ainsi les candidates qui avaient échoué aux examens de la Nouvelle école des jeunes filles, n'eurent plus la possibilité de se présenter

pour l'admission dans cette deuxième classe. Comme l'Etat n'a pas d'école normale pour la formation de jardinières d'enfants, il devrait traiter les deux écoles sur le même pied. Le *directeur de l'Instruction publique* déclare que l'Etat, en cette circonstance, n'est engagé que partiellement, puisqu'il n'intervient que par des subventions. A l'école du Marzili on n'admet, depuis plusieurs années, qu'une seule classe par an, tandis qu'à la Nouvelle école des jeunes filles c'est la première fois qu'une classe a été admise. Il considère que cette fois la manière de procéder aux admissions peut être qualifiée de discutabile, mais il donne l'assurance que des discussions auront lieu avec les deux écoles si de nouvelles classes spéciales y sont admises. On apprend, à cette occasion, qu'à la Nouvelle école des jeunes filles les deux tiers des candidates, et à celle du Marzili presque la moitié ont dû être refusées. Au vu de ces constatations on en vient tout naturellement à l'idée développée par le député Freiburghaus (voir plus haut). Espérons toutefois qu'avec les jardinières d'enfants on n'arrivera pas à la même solution que celle qui a été admise pour les enseignants primaires.

Hans Tanner

Adaptation française : R. B.

L'éducation permanente – une exigence de notre temps

Si nous réfléchissons aux conditions de la vie actuelle qui doivent déterminer l'orientation de nos méthodes d'éducation, le contenu et la durée de l'instruction, deux faits s'imposent à notre attention.

D'abord, le fait que depuis le XIX^e siècle, toutes les matières enseignées, même l'histoire, même les sciences humaines, emploient de plus en plus pour se construire et avancer dans leurs recherches les méthodes des sciences naturelles et même des sciences exactes.

Ensuite, le fait que les progrès des sciences et des techniques sont de plus en plus rapides, l'accélération des changements de plus en plus grande et, par suite, que la connaissance et l'explication des phénomènes sont périmées, non seulement en moins d'une vie humaine, mais après un très petit nombre d'années.

Ces deux constatations sont à la base de ce qu'on appelle l'Education permanente. Elle ne se confond pas avec la lutte contre l'analphabétisme, premier stade de tout enseignement régulier dans un pays en voie de développement. Elle correspond à un état de civilisation sans précédent où l'accélération du progrès scientifique exige que l'homme tienne à jour pendant toute sa carrière active les connaissances acquises à l'école et tire les conséquences de cette mise au point.

Un exemple nous rendra sensible cette nécessité: les générations qui ont aujourd'hui plus de 50 ans ont acquis un bagage scolaire à peu près harmonisé aux besoins de la société et aux exigences des métiers. Il ne venait à l'idée de personne que ce bagage scolaire, le bien et la fierté de chacun, put être un jour inutilisable et périmé. Il servait pendant toute la vie active ou à peu près. On savait qu'il y avait des changements et des progrès, on les suivait de son mieux, mais ils étaient encore à la mesure d'une vie humaine.

Mais considérez, par exemple, le cas d'un professeur de physique de 45 ans: il enseignera pendant 20 ans encore à des élèves qui aujourd'hui ne sont pas tous nés. Et il a fait toutes ses études avant l'ère de l'énergie atomique. On pourrait aussi bien prendre l'exemple du médecin, de l'ingénieur, de l'économiste pour qui une mise à jour des connaissances selon le rythme du progrès moderne est absolument indispensable.

Donner à tous les moyens nécessaires à cette éducation permanente, c'est *l'intérêt des Etats* dans les pays où l'enseignement est une fonction publique, où la médecine est en voie de le devenir, où un certain nombre de moyens de production sont nationalisés; c'est *l'intérêt des entreprises privées* si elles veulent que leur production reste au rythme du jour, et leur personnel constamment à la hauteur de sa tâche.

Car l'éducation permanente n'a pas seulement pour objet le profit *matériel* de l'humanité, elle tend aussi à faciliter l'adaptation difficile, parfois douloureuse de l'homme à ce nouveau monde et à son accélération.

Il s'agit d'éviter des drames sociaux comme ceux du début du XIX^e siècle, quand les tisserands anglais s'insurgeaient contre les machines, craignant d'être supplantés par elles; quand les canuts¹⁾ de Lyon brisaient les métiers. Nous voyons ce même phénomène aujourd'hui en Europe quand les mineurs font grève au fond de la mine pour que les puits ne soient pas fermés, même si le rendement devient nul. En de tels cas, il faut expliquer la situation aux ouvriers et leur apprendre un autre métier. Il faut qu'ils comprennent comment le pétrole et l'électricité hydraulique et même l'énergie atomique tendent à remplacer la houille, comment le coton a remplacé le lin, mais comment, à leur tour, le nylon et les fibres chimiques tendent à remplacer le coton, la soie et même la laine. En reconvertissant à temps une partie de leurs usines et en excellant dans la production de nouveaux tissus à fibres chimiques, les soyeux²⁾ de Lyon ont évité à leur personnel, qu'ils ont adapté aux nouvelles techniques, les crises et le chômage pénibles et injustes.

Enfin le mécontentement des paysans dans les régions où le rendement et l'écoulement des produits de la terre sont en retard, une grande hostilité des ouvriers quand ils voient progresser l'«automation» prouvent que l'éducation permanente, en *précédant* ces révolutions successives, permettrait d'accélérer, au rythme du progrès, la mutation ouvrière et paysanne.

Il se trouve d'ailleurs que des inventions et des conditions nouvelles, coïncidant avec ces transformations, rendent plus facile l'organisation de congés pour le travail intellectuel et des cours professionnels.

¹⁾ Canuts: nom donné aux ouvriers de l'industrie de la soie qui date du XVI^e siècle.

²⁾ Soyeux: nom donné aux patrons de l'industrie lyonnaise.

Formschönes Kunsthandwerk

INTERIEUR



Herrengasse 22, Bern

C'est précisément l'automatisation qui permettra que les travailleurs se voient accorder des loisirs assez longs pour que l'étude puisse en occuper une partie.

C'est aussi l'augmentation de la population active qui, en permettant les relèves et les doubles équipes, peut libérer le temps des travailleurs qui sont dans la nécessité de poursuivre et de compléter leur formation. Il est certain que de semblables perspectives ne manqueront pas de susciter l'enthousiasme de la jeunesse, surtout si, en même temps que le contenu de l'enseignement, la méthode suit le progrès.

Enfin, ne comptons pas pour rien la joie de s'exercer et de se rajeunir l'esprit jusqu'à la vieillesse, de prendre conscience que loin d'avoir achevé nos études à 16 ou à 20 ans, nous n'avons jamais fini d'apprendre, de réfléchir, d'assimiler, de créer, de participer aux conquêtes humaines. (Informations Unesco) *Andrée Jouve*

A L'ÉTRANGER

France. Etudes spatiales. Une commission de représentants de l'université et de différentes grandes écoles étudie, avec l'aide du Centre national d'études spatiales, l'intégration d'un enseignement des sciences et techniques spatiales au troisième cycle des études supérieures universitaires et des grandes écoles. Une «option spatiale», composée de cours, séminaires, travaux pratiques et complétée par des conférences de spécialistes, des démonstrations et des visites techniques, s'adressera aussi bien aux étudiants qu'aux ingénieurs. Des bourses faciliteront à certains étudiants la poursuite de travaux de laboratoire en France et à l'étranger. *BIE*

Belgique. Education des adultes. Les services des bibliothèques publiques et de l'éducation populaire ont entrepris une action particulière dans le domaine de la formation des cadres pour l'éducation dite «permanente», notamment par l'organisation de journées d'études à l'intention des bibliothécaires et des moniteurs des centres d'éducation populaire, spécialement de ciné-clubs et de clubs de télévision. *BIE*

DIVERS

Avis de la rédaction. Les 6, 20 et 27 juillet 1963 l'«Ecole bernoise» ne paraîtra pas.

Cours de manipulation de moyens audio-visuels

La SJTM et de RS a inscrit à son programme, parmi d'autres cours, celui que donneront, samedi 15 juin, nos collègues M. Turberg, G. Cramatte, P. Crelerot et E. Sauvin, et qui avait pour but de familiariser les participants avec l'emploi de l'épiscopes, de la lampe à projection fixe, du magnétophone et de l'appareil de projection cinématographique.

Répartis en petits groupes, les quelque vingt instituteurs et institutrices, réunis pour toute cette journée à l'Ecole primaire de Delémont, purent observer la manipulation de ces appareils, puis les manipuler eux-mêmes, toutes démonstrations utiles leur étant obligeamment fournies et tout le temps nécessaire à un premier apprentissage leur étant également accordé.

L'utilité de tels moyens d'enseignement, on en convient généralement, n'est plus à démontrer. Encore faut-il pouvoir l'expérimenter. C'est cette occasion-là que saisissent les collègues inscrits à ce cours. M. Turberg, faisant le point de cette fructueuse journée, recueillit la suggestion de plusieurs: à savoir qu'il serait souhaitable de voir la SJTM mettre à son prochain programme un ou plusieurs cours de méthodologie des moyens audio-visuels.

Merci aux organisateurs et à nos dévoués collègues moniteurs!
T.

A l'Ecole normale d'instituteurs

Réunion de parents d'élèves. Cent-dix parents d'élèves ont répondu, en deux groupes, à l'invitation de M. et M^{me} Guéniat, directeur de l'Ecole normale, les samedi et dimanche 15 et 16 juin, après-midi.

Réunis «en famille» dans la salle de musique, ils ont été mis au courant par le directeur du cycle des études tel qu'il est actuellement compris à l'Ecole normale; des buts que cette école cherche à atteindre dans l'instruction proprement dite, dans l'acquisition des méthodes de travail, dans le travail manuel, le comportement moral, l'acquisition de bonnes habitudes et, naturellement, dans la formation professionnelle, hélas! gâchée depuis plusieurs années par les regrettables libérations prématurées, «cet emplâtre sur une jambe de bois», qui décapite les études de façon si brutale!

M. Guéniat a rendu hommage à tous ses collaborateurs, les membres du collège des maîtres, et félicité chaudement les parents «en visite» d'avoir destiné un fils à l'enseignement.

L'organisation communautaire des élèves, la projection d'un film, une brève visite de l'école, ont montré aux hôtes de l'Ecole normale que celle-ci est bien équipée, moralement et matériellement, et que les élèves y disposent d'admirables moyens d'étude et de formation.

Cependant, chacun exprima l'espoir de voir bientôt l'Ecole normale disposer de locaux fonctionnellement adaptés à sa haute mission.

Une collation a mis le point final, dans une atmosphère on ne saurait plus familiale, à chacune de ces demi-journées qui seront marquées d'une pierre blanche dans la vie de l'Ecole normale, laquelle, visiblement, possède la plus entière confiance des familles qui lui confient leurs fils.

BIBLIOGRAPHIE

L'Ecolier romand. Numéro de juillet/août 1963, 36 pages

Un intéressant numéro consacré à la spéléologie et aux explorations souterraines qui satisfera les lecteurs amateurs d'aventures et passionnera les autres. Au sommaire: Un récit de Norbert Casteret – Un entretien avec Maurice Audétat et des récits de ce dernier – Une visite aux merveilles préhistoriques de Lascaux – La découverte de momies égyptiennes – Le billet de François Manuel: la chauve-souris, chasseur radar – Une fantaisie de Katrin sur la vie des cavernes.

Et les rubriques habituelles: le feuilleton, les blagues, etc.

On peut se procurer ce numéro, hors abonnement, au prix de Fr. -,50 à l'Administration de l'«Ecolier romand», rue de Bourg 8, Lausanne, compte de chèques postaux II. 666.

Cadet Roussel. Numéro de juillet/août 1963, 12 pages

Ce plaisant numéro de vacances ravira les plus jeunes lecteurs. Ils seront heureux de lire ou d'écouter les aventures du bébé panda et l'histoire du petit nuage.

De charmantes poésies écrites spécialement pour eux et celles composées par leurs petits camarades enchanteront les jours de pluie.

Les enfants non abonnés peuvent se procurer ce numéro au prix de Fr. -,30 à l'Administration de «Cadet Roussel», rue de Bourg 8, Lausanne, compte de chèques postaux II. 666.



Die Werkstätten für neuzeitliche Wohnungseinrichtungen

MITTEILUNGEN DES SEKRETARIATES

Informationsstelle für Weiterbildung

Unsere Leser wissen (z. B. aus dem Bericht über das Geschäftsjahr 1962/63 und aus dem Bericht über die Abgeordnetenversammlung vom 15. Mai 1963), dass der Bernische Lehrerverein beabsichtigt, die Weiterbildung der Lehrerschaft vermehrt zu fördern.

Der Kantonalvorstand hat mit einem Dutzend Behörden, Vereinen und Institutionen, die sich schon bisher in erfolgreicher Art mit der Weiterbildung beschäftigt haben, eine engere Zusammenarbeit, insbesondere eine bessere gegenseitige Orientierung und eventuelle Arbeitsteilung verabredet.

Der Kantonalvorstand wird im Lauf des Herbstes einen Kollegen beauftragen,

- von den Sektionen und den oben erwähnten Institutionen periodisch ihr Tätigkeitsprogramm einzufordern;
- die Veranstaltungen in geeigneter Form im Berner Schulblatt zu veröffentlichen;
- auf weitere Weiterbildungsgelegenheiten hinzuweisen;
- Wünsche und Anregungen von Sektionen, Gruppen von Kollegen oder einzelnen Mitgliedern entgegenzunehmen und deren Verwirklichung durch eine Sektion oder eine der oben genannten Institutionen anzustreben;

- die Erfahrungen der Veranstalter mit Kursen, Vorträgen usw. zu sammeln, eine Referentenliste zu führen und diese Unterlagen in geeigneter Form an die Interessenten weiterzugeben;
- gegebenenfalls selber den in Frage kommenden Organisatoren oder dem Kantonalvorstand Anregungen zu unterbreiten.

Es ist gut möglich, dass sich der eine oder andere Kollege selber für diese Arbeit interessiert. Ausser Freude an der Aufgabe und dem Willen, die damit verbundene Kleinarbeit zu leisten, sind gute Verkehrsverbindungen zum Sekretariat und zur Druckerei erforderlich.

Je nach Arbeitsaufwand wird dem Inhaber eine angemessene Entschädigung ausgerichtet. Für gewisse Büroarbeiten steht das Sekretariat BLV zur Verfügung.

Der Vorstand wird voraussichtlich Ende August-Anfangs September den Inhaber des neuen Postens wählen. Sollten einige Mitglieder bis 22. August ihre Bereitschaft kundtun, die Aufgabe anzupacken, so wird ihnen der Vorstand dafür dankbar sein, da ihm dies die Besetzung der Informationsstelle erleichtern dürfte.

Nähere Auskünfte erteilt der Zentralsekretär

P.-S. Pour des raisons techniques, le choix se restreindra aux collègues de Berne et des environs. Le titulaire renseignera naturellement les sections jurassiennes au même titre que les autres.

Ausschreibung

Der Bernische Lehrerverein sucht für sein am 15. Oktober 1963 zu eröffnendes Studenten-Logierhaus, Länggass-Strasse 75 Bern, ein nebenamtliches

Hauswartehepaar

Seine Aufgabe besteht:

- in der Kontrolle und Wartung des Logierhauses,
- in der Kontrolle weiterer Angestellter.

Als Entschädigung wird ihm eine modern eingerichtete Zweizimmerwohnung im Hause übergeben (einschliesslich Heizung, Licht, Warmwasser, Wascheinrichtungen).

Die Frau des Hauswartes kann nach Wunsch einen Teil der Hausarbeiten (Reinigung, Besorgen der Bett- und Küchenwäsche) gegen besondere Entschädigung übernehmen.

Schriftliche Anmeldungen sind bis 2. Juli zu richten an den Heimleiter:

F. Zumbrunn, Felshaldenweg 11, Bern, der auch für weitere Auskünfte zur Verfügung steht. Telefon 031 - 3 08 83



Bern, Tscharnerstrasse 14, Telefon 031 - 45 11 51

Stellenausschreibung

Im staatlichen Knabenerziehungsheim Aarwangen, wird die Stelle eines

Lehrers

zur definitiven Besetzung ausgeschrieben.

Stellenantritt: 1. Oktober 1963

Besoldung: 10. Besoldungsklasse,
Fr. 12 504.- bis Fr. 16 284.-
abzüglich freie Station.

Bewerber wollen sich **bis 15. Juli 1963** bei der unterzeichneten Direktion schriftlich anmelden.

Bern, den 19. Juni 1963.

Direktion des Fürsorgewesens
des Kantons Bern

Geniessen Sie die Ruhe und Schönheit einer

Gemmiwanderung

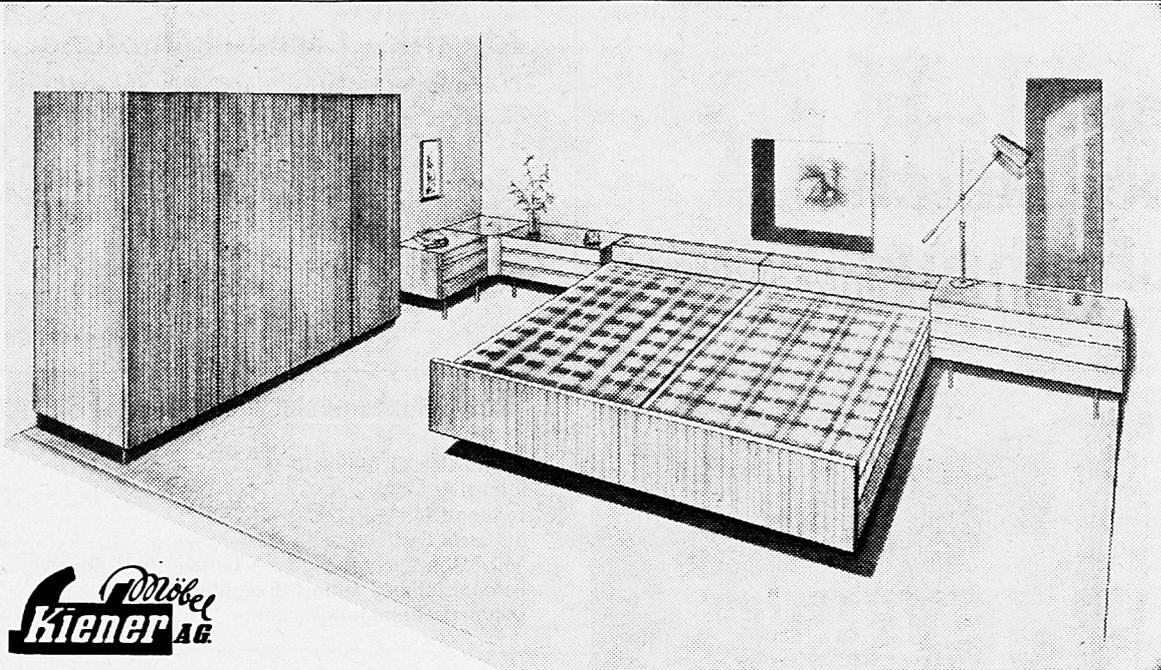
ein unvergesslich schöner Ausflug
Spezialpreise für Schulen und Vereine
Verlangen Sie bitte Prospekt mit Reliefkarte

**Luftseilbahn Kandersteg-Stock
Sesselbahn Stock-Sunnbühl
Telephon 033 - 9 62 69**

**Berghotel
Schwarzenbach ob Kandersteg
Telephon 033 - 9 62 72**

**Berücksichtigen Sie
bei Ihren Einkäufen**

unsere Inserenten



Metzgergasse 55, Bern
Telephon 3 41 16

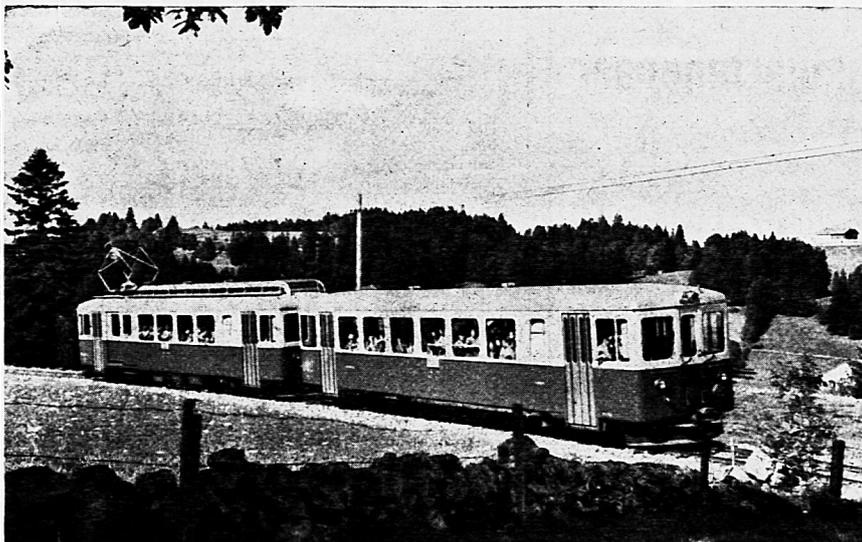
Brautleute

schenken auch Sie uns das Vertrauen.
90 Jahre Erfahrung bürgen für Sie.
Ein Gang zu uns lohnt sich;
niedrige Preise, günstige Teilzahlung.

Z Verlangen Sie unsern Katalog
Name: _____

O Adresse: _____

B Ort: _____



Eine Schulreise mit den Jura-Bahnen

Bahn-Linien:
Tavannes–Le Noirmont,
Glovelier–Saignelégier–La Chaux-de-Fonds.

Autobus-Linien:
Glovelier–St-Brais–Saignelégier,
Glovelier–Saulcy–Lajoux,
Tramelan–Mt-Crosin–St-Imier.

Auf dem Hochplateau der Freiberge finden Sie:
Einen grossen Reichtum an Naturschönheiten,
prächtige Weideflächen und majestätische Wettertannen,
sowie abwechslungsreiche Ausflugsmöglichkeiten und Wanderziele.

Auf Wunsch stehen Ihnen unsere modernen Autocars zur Verfügung. Unverbindliche, vorteilhafte Kostenvoranschläge.
Auf Verlangen Zusenden von Prospekten.

Für weitere Auskünfte wende man sich an die Direktion der Jura-Bahnen in Tavannes, Telephon 032-9 27 45
ab 6. Juli 1963 Telephon 032-91 27 45.

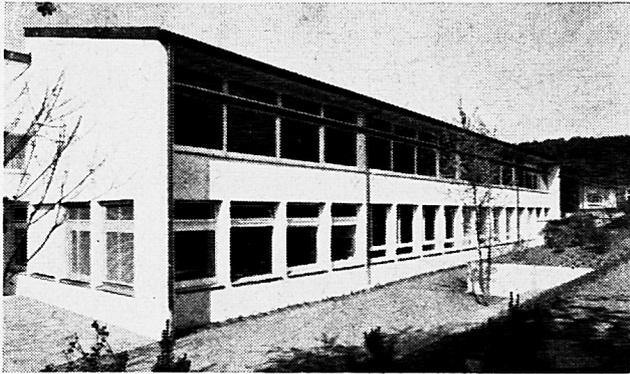
Das neuezeitliche Schulhaus

Akustik - Lärmbekämpfung

Thermische Isolation durch die Spezialfirma

gegr. 1940 *Kurt Schärer*

Bern
Effingerstrasse 16



Hebe-Schiebefenster und -türen für Schulhäuser

maximaler Lichteinfall
intensive Lüftung
spielend leichter Gang
einfache Bedienung
100 %ige Dichtung gegen Luftzug und Regen
Feineinstellung mittelst Exzenter
Minimale Reinigungsarbeit

Gebr. Müller, Fensterfabrik Ittigen
Telephon 031 - 65 80 44

Helpt dem PESTALOZZIDORF! Übernehmt Patenschaften!

Mise au concours de places

Au Foyer d'éducation pour jeunes filles de Loveresse sont mises au concours les places suivantes:

- 1 institutrice, pour classe inférieure,
- 1 institutrice, pour classe supérieure.

Entrée en fonction: 1^{er} octobre 1963

Traitement: Classe 11 soit Fr. 11 778.- à Fr. 15 377.- sous déduction du logement et de l'entretien.

Les candidates sont priées d'adresser leurs offres de service à la Direction des œuvres sociales du canton de Berne **jusqu'au 15 juillet 1963.**

Berne, le 13 juin 1963.

Direction des œuvres sociales
du canton de Berne

Wandtafelabrik

F. Stucki, Bern

gegründet 1911
Magazinweg 12
Telephon 2 25 33



Alle Systeme
Beratung kostenlos

Schulblatt-Inserate

weisen den Weg zum Fachgeschäft

Englisch in England



lernen Sie mit Erfolg an der staatlich anerkannten
ANGLO-CONTINENTAL SCHOOL OF ENGLISH
in Bournemouth (Südküste). Hauptkurse 3 bis 9 Monate — Spezialkurse 4 bis 10
Wochen — Ferienkurse Juli, August, September — Handelskorrespondenz oder Literatur
— Vorbereitung auf alle öffentlichen Englisch-Prüfungen — Prüfungszentrum der Londoner
Handelskammer. Prospekte und Auskunft kostenlos durch unsere Administration:
Sekretariat ACSE, Zürich 8
Seefeldstrasse 45, Telefon 051/34 49 33 und 32 73 40, Telex 52 529

Blechinstrumente
alle Markeninstrum.
Miete Reparaturen

Spitalgasse 4
Bern, Tel. 23675



125 Jahre

Staatliches
Lehrerinnenseminar
Hindelbank/Thun

Beilage aus dem Berner Schulblatt Nr. 16/17
vom 29. Juni 1963

Zu dieser Sonderbeilage

Die Stellung des Staatlichen Lehrerinnenseminars innerhalb des Kantons Bern ist kürzlich mit der Stellung einer wohlgezogenen erwachsenen Tochter innerhalb einer Familie verglichen worden. Wie es sich für eine wohlgezogene Tochter gehört, legen wir uns Zurückhaltung auf, und selten treten wir ins Rampenlicht der Öffentlichkeit. Die Woche, da diese Nummer des Berner Schulblattes erscheint, macht eine Ausnahme. Das Staatliche Lehrerinnenseminar begeht in diesen Tagen die Feier seines 125-jährigen Bestehens. Wir danken dem Redaktor des Schulblattes dafür, dass er es uns ermöglicht hat, in diesem Zusammenhang einige Aufsätze zur Unterrichtsgestaltung an unserer Schule zu veröffentlichen.

Schul-Jubiläen und Schul-Sondernummern können, ähnlich wie Schul-Ausstellungen, niemals ein getreues Abbild einer Schule vermitteln. Die nicht zu vermeidende Verzeichnung rührt davon her, dass man stets dazu neigt, nicht den Schul-Alltag darzustellen, sondern den Schul-Feiertag, dass man nicht die breite Sphäre der unterrichtlichen Kleinarbeit aufzeigt (welche allen Schulen gemeinsam ist), sondern jenen schmalen Streifen des pädagogischen Sondergutes, welches die Eigenart der Schule ausmacht.

Auch die Aufsätze dieser Sondernummer sind nicht als proportionsgetreues Abbild unserer Schularbeit gedacht. Zwar stellen wir einige Züge dar, welche das Antlitz des Seminars prägen – die Geschlechtertrennung, das zeugnislose System, die Exkursions-Halbtage, die Ausbildung der Lehrerinnen und Arbeitslehrerinnen unter dem selben Dache... Aber wir wissen, dass wir damit vorwiegend die Form aufzeigen, in welche die Unterrichtsarbeit sich einfügt. Doch ebenso wie in einem Kunstwerk Inhalt und Form zur nicht trennbaren Einheit werden, gehen auch in jeder Schule die äussere Form und der innere Gehalt der Bildungsbestrebungen ineinander über. Beides zusammen erst macht die Atmosphäre einer Schule aus.

Selbstverständlich verändert sich diese Atmosphäre, wenn statt 5 Klassen 16 Klassen zu unterrichten sind. Wir sind zwar nicht der Ansicht, dass man sich im Heimweh nach dem Vorgestern ergehen soll; dennoch stimmen uns die Beiträge, welche den Geist des alten, kleinen, vierklassigen Seminars (verbunden mit einer Klasse des Arbeitslehrerinnenseminars) auferstehen lassen, nachdenklich, beinahe wehmütig. «Wo die Schule klein ist, ist die Hälfte all unserer Schulprobleme schon gelöst», sagte vor einigen Wochen der Rektor eines bernischen Gymnasiums. Wir in Thun pflichten dem bei, und die veröffentlichten Erinnerungen an das alte Seminar unterstützen uns. Wir sind der Ansicht, dass der Kanton Bern in seiner Lehrerbildung auf die pädagogischen Vorteile des kleinen überblickbaren Seminars nicht verzichten soll. Die Dezentralisation der staatlichen Seminarien, die mit der Eröffnung von Langenthal eingeleitet worden ist und die mit der Inbetriebnahme eines weitem Seminars im Seeland weitergeführt werden soll, bietet dem Seminar Thun die Möglichkeit, auf lange Sicht in zwei Parallelreihen acht Klassen auszubilden. In Schulen dieser Grössenordnung

ist es noch möglich, von jedem Punkte aus das Ganze zu überschauen. Die meisten Lehrer unterrichten alle Schülerinnen; jeder kennt jeden und die Administration behält etwas Persönlich-hausväterliches. Acht Klassen bilden die obere Grenze der Klassenzahl, die man sich, vor allem für ein Mädchenseminar, wünscht.

Sobald die Bezeichnung «Mädchenseminar» fällt, sobald wir also die Geschlechtertrennung erwähnen, stossen wir auf neue Fragen. Mit ihnen setzt sich ein weiterer Beitrag dieses Heftes auseinander. Er versucht aufzuweisen, dass die Geschlechtertrennung nicht nur nicht veraltet, sondern in mancher Hinsicht geradezu modern ist.



Die Bemerkung, dass die geographischen Vorstellungen «an den Erscheinungen der nächsten Umgebung» zu bilden seien, die sich im Aufsatz von Dr. Max Nobs findet, ist mehr als eine methodische Vorschrift. Das Prinzip der Heimatkunde, das ihr zu Grunde liegt, gilt auch für die Ausbildung unserer Seminaristinnen. Wir glauben, dass auch die Mittelschule nicht darauf verzichten soll, die Zusammenhänge zu dem, was uns nahe steht, zu erhellen. Um Fremdes verstehen zu können, muss man zuerst das Eigene gedanklich durchdringen.

Zur Charakteristik unserer Schule gehört auch die Ausbildung von Lehrerinnen und Arbeitslehrerinnen unter dem selben Dache. Aus diesem Grunde ist einer der Aufsätze der Entwicklung der Arbeitslehrerinnenbildung gewidmet.

Während unserer Jubiläumsfeier werden vorwiegend die musischen Fächer zum Zuge kommen: Theater-spielen, Musik, Zeichnen und Gestalten, Rhythmik und Tanz. Wir sind stolz darauf, dass unser Lehrerinnen-seminar dem Anliegen aller Mittelschulreformer, das Musische nicht nur am Rande zu pflegen, nachkommt, und wir haben darum in den letzten Jahren die Zeichnungsstunden vermehrt, den Orgelunterricht und den besondern Rhythmikunterricht eingeführt und haben es den begabten Schülerinnen möglich gemacht, auf einem zweiten Musikinstrument Unterricht zu erhalten. Es ergäbe sich aber ein falsches Bild des Seminars, wollte man daraus ableiten, dass es sich allmählich zum Konservatorium oder zur Kunstgewerbeschule wandle. Nach wie vor bilden die sozialen Interessen, die sprach-

liche Begabung, die Fähigkeit zum logischen Durchdringen, die Beobachtungsgabe, das Interesse für die Natur oder die Landschaft, das historische Verständnis ebenso wichtige Voraussetzungen für eine Seminaristin wie ihr künstlerisches Talent.

Auf einem mit drei Pferden bespannten Wagen fuhr im Sommer 1838 das neu gegründete Lehrerinnenseminar Niederbipp über den obern Hauenstein nach Waldenburg, wo die 16 Reiseteilnehmer, nämlich Direktor Pfarrer Boll, seine Gemahlin, Lehrer Arn, Jungfrau Elise Schneider und 12 Schülerinnen, im Grase lagerten

und sich an Spielen ergötzten. 125 Jahre später, bei Anlass unserer Jubiläumsfeier, werden etwa 800 Personen im Garten des Seminars vereint sein: rund 40 Lehrer, fast 300 Schülerinnen mit ihren Partnern und 100 Gäste. Die Formen des Unterrichts oder des geselligen Beisammenseins und die Grössenordnungen haben sich gewandelt. Die Aufgabe aber, welche die Seminargemeinde damals wie heute verbindet, ist die gleiche geblieben: Lehrerinnen auf ihren schweren, aber schönen Beruf vorzubereiten; Lehrerinnen, die mit-helfen wollen, gute und glückliche Generationen heranzubilden.
F. Müller, Seminardirektor

Erinnerungen

Als ich im Frühling 1927 meine Arbeit in Thun begann, war das Haus, das heute das alte genannt wird, brandneu, und wir fanden es prächtig. Es stand mutterselbst allein in seinem Riesengarten und beherbergte alles, was die Schule damals nötig hatte: Unterrichtsräume für drei Klassen, Lesezimmer, Lehrerzimmer, Bibliothek, Aula, Übungsschule, Schulküche. Das Hauptlehrercollegium war klein, die Zahl der Hilfslehrer gering. Fast alle nahmen mich freundlich auf, und ich fand mich bald unter ihnen zurecht. Viele von ihnen leben heute nicht mehr, aber die Erinnerung an sie ist in mir lebendig geblieben. Ich denke an Wilhelm Müller, Naturwissenschaftler mit Leib und Seele, dazu singfreudig, wohlwollenden Gemüts und gewissenhaft bis zur Ängstlichkeit. Er hat mir nie ein unfreundliches Wort gesagt, und ich bin sicher, er hat nie einen unfreundlichen Gedanken gegen mich gehegt. Ich denke an William Spencer, den englischen Pianisten, den ein eigentümliches Schicksal nach Thun verschlagen hatte, wo der hochbegabte, sensible Mann sein Bestes tat, um mittelmässigen Klavierspielerinnen die Tür zu seiner Kunst zu öffnen. Ich habe kaum je einen Menschen gekannt, dessen Äusserungen so frei von Konvention und Cliché waren, so völlig nur den eigenen Gedanken, das eigene Gefühl wiedergaben. Seine ausgebreitete Bildung verdankte er zum grössten Teil nicht der Schule, sondern hatte sie selber erarbeitet. Er las mit Hingabe, konnte viele Gedichte auswendig, und in seinen Büchern zeugten zahlreiche handschriftliche Randbemerkungen davon, wie er das Gelesene zu seinem geistigen Besitz machte. Er begegnete allen Menschen mit Güte und ertrug sein Schicksal mit Heiterkeit; nur ganz selten zeugte ein heftiger Ausbruch von dem Feuer, das einst in ihm gebrannt hatte und unterirdisch immer noch glühte. Aussergewöhnlich wie sein Wesen war auch sein Tod: er verglomm langsam, ohne Angst, ohne Schmerzen, wie ein Docht verglüht, dem nach und nach das Oel ausgeht. Requiescat in pace! Und ich denke an meinen ersten Direktor, Alfred Troesch, den temperamentvoll-liebenswürdigen Mann mit dem braunen Schnurrbart und den lebhaften dunklen Augen, die seine Tochter von ihm geerbt hat; jedesmal, wenn ich mich mit ihr unterhalte, steht auch der Vater vor mir. Er starb früh, ich konnte mich seiner nicht viel mehr als ein Jahr erfreuen. Ich wusste, dass er gerne eine seiner frühern Lieblings-

schülerinnen an meiner Stelle gesehen hätte; aber er verriet seine Enttäuschung mit keinem Wimperzucken und hat mich sie nie entgelten lassen. Ich bin ihm über fünfunddreissig Jahre weg dankbar für ein freundliches Wort, mit dem er mich in einer unserer Unterhaltungen ermutigte. Ich fürchtete mich angesichts der Aufgabe, die ich übernahm, namentlich vor dem Geschichtsunterricht, da ich mich meinem Vorgänger, einem Mann von gründlichen Kenntnissen und grosser Erfahrung, unterlegen fühlte (es hat mich sehr getröstet, als ich später in Ricarda Huchs Erinnerungsbuch «Frühling in der Schweiz» las, dass ihr manchmal die Knie zitterten, wenn sie das Klassenzimmer betrat, und dass sie mit bebender Ungeduld das Klingelzeichen erwartete, das die Stunde beendete); als er das merkte, sagte er beiläufig, ein klarer und ausgeschlafener Kopf sei unter Umständen mehr wert als eine in allen Einzelheiten ausgeklügelte Präparation, die man sich auf Kosten der Nachtruhe erarbeitet habe. Wer ihn kannte, wusste, dass er damit nicht der Faulheit das Wort redete. Am deutlichsten steht er mir in einer Situation vor Augen, die sich fast jeden Morgen wiederholte: er erwartete früh vor Schulbeginn die Übungsschüler, die durch den Seitengang hereinströmten, auf ihn zustrebten und ihm zutraulich die Hand entgegenstreckten.

Da Übungsschule und Seminar unter demselben Dache wohnten, ergab es sich ganz von selber, dass man Einblick hatte in die Arbeit der Übungsklassen. Während der ersten Jahre meiner Tätigkeit war Elisabeth Müller Lehrerin der dritten und vierten Primarstufe, und das Klima ihrer Schulstube war mir so erquicklich, dass ich oft dort weilte. Sie pflegte mit ihren Zöglingen gelegentlich etwas aufzuführen und schrieb ihnen die Rollen auf den Leib. Unvergesslich ist mir der blonde, struppige Junge – er hiess Straubhaar, stammte aus der Familie eines Kehrrichtfuhrmanns und roch nach Kuhstall, was Elisabeth Müller anheimelte, weil es sie an ihre Kindheit erinnerte –, der in einem kleinen Spiel «Die Flucht nach Aegypten» seinen Part agierte und von der improvisierten Bühne herab, unbeleckt von jeglicher Sprechkultur, verkündete: «Ich bin der Wüschtenhunger»; ich muss noch jetzt lachen, wenn ich daran denke.

Nicht nur die Kleinen spielten Theater, ich versuchte es auch mit meinen Grossen, und die erste, sehr bescheidene Wiedergabe eines Weihnachtsspiels ist mir deshalb

so fest in der Erinnerung haften geblieben, weil eine der Spielerinnen – sie stammt aus Frutigen und ist heute Lehrerin in Bern – mich durch den hingebungsvollen Ernst, mit dem sie ihre Hirtenrolle lebte, ganz besonders rührte. Wir hatten keine Bühne – das Podium in der Aula verdient diesen Namen nicht –, wir hatten keine Kostüme, wir hatten keine Requisiten, wir hatten keinen Regisseur; es war uns einerlei, wir spielten uns zur Freude. Später wagten wir uns an anspruchsvollere Stücke, ermutigt durch die Mitarbeit von Elisabeth Müller-Hirsch, die schon als Schülerin besondere schauspielerische Begabung gezeigt und später die Schauspielschule absolviert hatte. Ich rufe mir mit ungetrübtem Vergnügen die Stunden, die Tage, die Wochen zurück, in denen wir aus unsern mehr oder weniger begabten Mädchen das Beste herauszuholen versuchten. Seid gegrüsst: kleiner Puck aus dem Sommernachtstraum, stolze Turandot, kräftiger Jedermann, liebliches Dornröschen und lustiger Koch, leidenschaftliche Cornelia und treuer Fabricius, und ihr andern alle, deren Eifer und Einsatz uns so viele gute Stunden bereitet haben.

Den Theaterübungen verwandt in der Konzentration und der strengen Arbeitsdisziplin waren die Arbeitswochen, namentlich die allerersten, über denen für mich ein wahrer Glanz der Frühe liegt. Habkern ist schon an sich ein abgelegenes Dörfchen, das wir von Interlaken aus mit Sack und Pack in einem tüchtigen Marsch erreichten; das Chalet Gritli, in dem wir horsteten, lag noch einmal eine Viertelstunde weiter oben und gehörte einem alten Ehepaar, das uns bald ins Herz schloss und mit dem ich heute noch – die beiden wohnen jetzt in Bönigen – alljährlich an Weihnachten einen Grusstausche. Unvergessen ist die Stube mit dem langen Tisch und dem verstimmten Klavier, über dem eine Kreuzstichstickerei hing, die uns ermahnte, den Herrn zu loben; hier wurde unterrichtet, diskutiert, geschrieben, rezitiert, musiziert, gegessen, und niemand beklagte sich über Raummangel. Unvergessen der Speiseaufzug, den der schwerhörige Herr Rüeegg selber fabriziert hatte und an dessen Seilen man sich die Hände wund scheuerte, unvergessen die unerschütterliche Freundlichkeit, mit der der alte Mann jeweilen im Winter mit der Lötlampe die eingefrorenen Leitungen auftaute, und unvergessen das kraushaarige Raufli, das uns seine Röstiplatte auf den Tisch pflanzte mit Backen, die vom Herdfeuer glühten; wir kochten nämlich selber, und zwar auf einem Holzherd, und lebten herrlich und in Freuden. Als das Seminar seine Jahrgänge verdoppelte, wurde das alte Holzhaus zu klein, wir mussten anderswo ein Unterkommen suchen, Habkern, das Chalet Gritli, das alte, liebe Ehepaar, alles sank in die Vergangenheit.

Versunken sind auch die Lehrereinladungen seligen Angedenkens. Sie verdienten ihren Namen: wir waren wirklich die Eingeladenen, und die Schülerinnen gaben sich grosse Mühe, uns mit einem mehr oder weniger

gediegenen Unterhaltungsprogramm und mit Speise und Trank zu erlaben. Dafür mussten wir nachher tanzen, was das Zeug hielt, nicht nur die Lehrer, die als einzige Männer unter so viel Weibervolk natürlich besonders begehrt waren, sondern auch die Lehrerinnen; ich verdanke meinen Mangel an Schmiegsamkeit beim Tanzen dem Umstand, dass ich so viele Jahre die Rolle des männlichen Partners habe übernehmen müssen.

Unter den Bildern, die aus dem Brunnen der Vergangenheit aufsteigen, ist mir das folgende noch besonders lieb: eine meiner Klassen fand sich während vieler Monate wöchentlich einmal bei mir zusammen, um zu nähen und zu stricken, während ich vorlas. An Weihnachten reiste ein Riesenpaket ins Lötschental hinauf zu einer kinderreichen Familie und versah sie mit dem Nötigsten; je zwei meiner Mädchen sorgten für ein Kind, und manche von ihnen haben die Beziehung über die Seminarzeit hinaus gepflegt. Diese Klasse gehört zu den Jahrgängen, deren Angehörige auch nach der Patentierung den Zusammenhang bewahren, alljährlich zusammenkommen und sich gegenseitig um ihr Ergehen kümmern. Es kommt mir so vor, als sei früher das Zusammengehörigkeitsgefühl, das soziale Empfinden im engern und weitem Kreis mehr entwickelt gewesen als heute. Das hängt wohl mit der heutigen Lebensform zusammen, die aufs Massenhafte und Masslose geht. Ordnung und Sinn erhalten sich aber nur in begrenztem Gebiet, das der Einzelne zu überschauen und zu durchdringen vermag. Die kleine Schule mit drei, später vier Klassen zu 16 bis 18 Schülerinnen schuf die besten Voraussetzungen für das Gemeinschaftsgefühl und für fruchtbare Arbeit. Die Schülerinnen kannten sich untereinander, und der Lehrer kannte jede Schülerin, konnte ihre Arbeit überwachen und darauf eingehen. Es war nicht so leicht, sich dem Anspruch durch Flucht in die Anonymität zu entziehen, und der Einfluss jener jungen Damen, die es sich zum Ruhm anrechnen, mit möglichst wenig Arbeit und Anstrengung sich durch die vier Jahre zu schwindeln, und die dadurch schwächere Naturen in ihrer Umgebung gefährden, war weniger wirksam. Die zentrifugalen Kräfte sind heute mächtig; der «Verlust der Mitte» ist nicht bloss ein modisches Schlagwort, sondern eine bedrohliche Wirklichkeit. Die Schule muss – wie das Elternhaus – auf Sammlung bedacht sein, für Zerstreuung sorgt der unaufhaltsame Zug des Lebens selber. Sie kann nur das, wenn sie eine Mitte hat, und das wiederum ist nur möglich, wenn sie sich bestimmte Grenzen zieht. Das Seminar Thun hat, glaube ich, diese Grenzen erreicht – vielleicht schon überschritten.

Aber das alles ist nicht mehr meine Sorge; andere Hände bauen da, wo ich früher einmal gearbeitet habe. Ich sage mit dem Barockdichter: die Jahre sind vergangen «wie Rauch von starken Winden». Was bleibt? Ein paar Menschen, die ich im Herzen trage und die mich im Herzen tragen. Das ist genug. *Elisabeth Merz*

Seminarerinnerungen aus der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg

Die Krisenzeit der Dreissigerjahre wirkte sich auch im Leben des Thunerseminars aus. Sie war vor allem gekennzeichnet durch die niedrigen Klassenbestände. Jede Promotion zählte 14 bis 15 Schülerinnen, der Arbeitslehrerinnenkurs gewöhnlich deren 20. Alle Seminarklassen, der Arbeitslehrerinnenkurs und die beiden Übungsschulklassen fanden im selben Gebäude Raum. Ohne sich besonders darum zu bemühen, war es ein leichtes, alle Kameradinnen kennen zu lernen. Wenn Herr Direktor Schraner die Weihnachtsfeiern in der Aula mit den Worten «Liebe Seminarfamilie» zu eröffnen pflegte, so war dies nicht nur eine väterlich-wohlwollende Redewendung. Man war eben wirklich eine grosse Familie und fühlte sich im Seminar unter der Führung weniger, aber verantwortungsbewusster Lehrer geborgen. Das war von grosser Wichtigkeit. Aus allen Stuben des Bernerhauses fanden sich hier die angehenden Lehrerinnen zusammen, und aus einer grossen Schar von Anwärterinnen wurde nach strengen Massstäben ausgewählt. Es war die Zeit des grössten Lehrerüberflusses. Wenn man weiss, dass zum Beispiel im Frühjahr 1937 im deutschen Kantonsteil 120 Primarlehrkräfte patentiert wurden, aber nur 17 Lehrstellen vakant waren, so begreift man, dass die Seminaraspirantinnen vor allem mit zwei Gaben ausgestattet sein mussten: Mit Mut und Idealismus. Das Land, besonders das industriereiche Seeland, litt unter Arbeitslosigkeit. Der Staat war im Ausrichten von Stipendien gar nicht grosszügig. Die Aussichten, jemals eine Klasse führen zu dürfen, waren gering. Die amtierende Lehrerschaft musste sich auf ihren ohnehin nicht grossen Gehältern einen empfindlichen Lohnabbau gefallen lassen. Wer trotzdem den Sprung ins Seminar wagte, dem musste die Liebe zum Erzieherberuf auf die Stirne geschrieben sein. Das Seminar besuchen zu dürfen, galt als grosser Vorzug, Schule zu halten erschien als hohes, vielleicht nie erreichbares Ziel. Unter diesen Umständen wurde im allgemeinen in den Klassen tüchtig gearbeitet, obwohl natürlich jugendlicher Leichtsinn immer wieder in mannigfacher Weise sein Wesen trieb. Wir waren an straffen Zügeln gehalten, und es mag für die Ohren unserer jüngeren Kolleginnen merkwürdig klingen, zu vernennen, dass beispielsweise das Recht, im Sommer Söcklein tragen zu dürfen, heiss erstritten werden musste. Wer aber beschreibt das Entsetzen des damaligen Französischlehrers, der eines Sommertages einige Schülerinnen ertappte, die in ihren blauen Turnkleidern, Nixen gleich, in den beiden gemauerten Bassins vor dem Seminar herumplantschten? – Im ersten Seminarjahr pflegten wir uns ab und zu an freien Donnerstagnachmittagen im Klassenzimmer zusammen zu finden. Eines las vor, die andern handarbeiteten, oder es wurde über ein aktuelles Thema diskutiert. Unsern Durst zu löschen, schlichen wir uns dereinst ins Chemiezimmer und versuchten, auf einem Dreifuss und mittelst eines Bunsenbrenners als Wärmespender, Teewasser zum Sieden zu bringen. Plötzlich hörten wir Schritte im Hausgang. In der Türöffnung erschien unser Klassenlehrer, Herr Dr. Müller. Fast hörbar ging unser Herzschlag. Da flog über das Gesicht des Lehrers ein schalkhaftes Lächeln.

«Wenn Sie zwei Bunsenbrenner gebrauchen, kommen Sie schneller in den Genuss Ihres Tees», sprach er und wandte sich seinen Vorbereitungen für den nächsten Tag zu.

Zweimal jährlich kamen die Lehrer und Schülerinnen sämtlicher Klassen zu geselligen Anlässen zusammen. Auf dem Maibummel, der jeweils recht grosse Ansprüche an unsere Marschtüchtigkeit stellte, lernten wir die landschaftlichen Schönheiten der näheren Umgebung kennen: Das Justistal, den Buchholterberg, das Stokental, die Brunnialp unterhalb des Morgenberghorns. – Die Lehrereinladung fand im November statt. Die unterste Klasse hatte für Unterhaltung, die oberste für das leibliche Wohl zu sorgen. Köstliche Proben jugendlicher Erfindungslust wurden zum Besten gegeben. Unsere Promotion führte Schillers «Taucher» als Oper auf, ein Flohzyklus zeigte seine Künste, man wartete gespannt auf den letzten Seufzer Napoleons, und mit engen, altmodischen Kleidern angetan, wurde eine Turnstunde aus Grossmutterzeiten vorgeführt.

Vom zweiten Seminarjahr an war uns erlaubt, im Lehrgesangsverein oder im Cäcilienverein mitzusingen. Der erstere stand damals unter der Leitung von Fritz Indermühle, der es trefflich verstand, uns für die Werke alter und zeitgenössischer Meister zu begeistern. Manchen Seminaristinnen, besonders denjenigen, die vom Lande und aus einfachen Verhältnissen stammten, öffnete er das Tor zum Verständnis musikalischer Werke. An den Konzerten in der Stadtkirche mitwirken zu dürfen, bedeutete uns immer hohe Freude. – 1–2 mal pro Winter durften wir in Bern das Stadttheater besuchen. Arm an Gulden, wie die meisten von uns waren, blieben dies fast unsere einzigen kulturellen Genüsse. Umso eifriger vertiefte man sich in die Lektüre der Klassiker und Romantiker, wozu wir im trefflichen Deutschunterricht durch Frl. Dr. Merz immer wieder angespornt wurden. Oft wurden Dramen mit verteilten Rollen gelesen, und eine Klasse spielte einmal auf der Freitreppe mit bemerkenswertem Können die «Medea» von Euripides.

Die Schulreisen führten wohl etwa in andersartige Kulturgebiete, doch nie über die Landesgrenzen hinaus. Im Klassenverband wurden auch Exkursionen botanischer, kultureller oder volkswirtschaftlicher Art durchgeführt. In diesem Zusammenhange seien auch die Singwochen im Gwatt mit einer Klasse des Zürcherseminars Unterstrass erwähnt, die unter der Leitung von Hansjakob Rinderknecht standen, und die Woche, die einige Jahrgänge im Seminar Delsberg verbringen durften, während die Delsbergerinnen in Thun Aufnahme fanden.

Die Zeit vor dem zweiten Weltkrieg fand die jungen Menschen sehr aufgeschlossen für soziale und politische Probleme. Der Bürgerkrieg in Spanien, der Überfall Aethiopiens durch die Italiener, der Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund, der Pazifismus, die Oxfordbewegung beschäftigten unsere jungen Gemüter. Im Landesinnern stellte die zunehmende Arbeitslosigkeit alle Bevölkerungsschichten vor neue Aufgaben. Fritz

Wartenweilers Bemühungen um die Volksbildung waren uns allen bekannt. Den Bau des Volksbildungsheimes auf dem Herzberg fördern zu helfen, ergriff 1934 die damalige oberste Seminarklasse die Initiative zur Durchführung eines Bazars. Es war eine Freude, mit welchem Eifer in allen Klassen, ohne Beeinträchtigung der Schularbeit, gewerkt wurde. Wir, die Jüngsten der Seminarfamilie, schauten voller Hochachtung zu den «Grossen» auf, die unsern warmherzigen Einsatz würdigten. Der Bazar, der in den Räumen des Seminars und im prächtigen, sommerlichen Garten stattfand, wurde zu einem vollen Erfolg. Fritz Wartenweiler kam im Winter persönlich nach Thun, um uns zu danken. Das gemeinsame Werk erfüllte uns mit Genugtuung, und es vereinigte alle Klassen in selbstloser Hingabe an ein gutes Werk. Das schöne Einvernehmen zwischen der obersten und der untersten Klasse dauerte an. Die Ältern waren unsere mütterlichen Beschützerinnen, und manch einem von uns verging darob das noch nicht ganz überwundene Heimweh. Wir gelobten uns auch, wären wir einmal die «Grossen», uns ebenfalls der Neueingetretenen anzunehmen. Das haben wir auch getreulich gehalten und manche Freundschaft hat ihre Wurzeln in diesem Entschlusse.

Die Patentierung stellte uns alle vor neue Probleme. Junge Lehrerinnen waren gar nicht gesucht. Wer Glück hatte, konnte stellvertretungsweise eine Klasse führen. In allen möglichen Schulverhältnissen verdienten wir unsere Sporen ab und schreckten selbst vor Ober- und

Gesamtschulen in primitivsten Verhältnissen nicht zurück. Die Schulstube auf dem Mont-Tramelan im Bernerjura, in welcher 27 deutschsprachige Kinder aller 9 Klassen unterrichtet werden mussten, wies folgendes Inventar auf: 1 hölzerne Wandtafel, 1 Zählrahmen, 1 Schweizer- und 1 Bernerkarte und eine Schachtel Kreide. Da hiess es sich rühren und seine Phantasie spielen zu lassen. Trotzdem waren wir glücklich in unsern Schulstuben.

Manches hat sich in den letzten 25 Jahren geändert. Die Bildungsmöglichkeiten der Seminaristinnen wurden vermehrt und in grösserem Masse dem fraulichen Wesen angepasst. Der Unterricht in Mathematik und in der Naturlehre wurde abgebaut zu Gunsten der musischen Fächer. Darüber freuen wir Ehemaligen uns aus ganzem Herzen. Auch gönnen wir unsern jungen Schwestern, dass man ihren Einsatz sucht, schätzt und anständig entlohnt. Das Schulehalten freilich ist trotz der Hilfsmittel, die die Gemeinden uns nun selbstverständlich zur Verfügung stellen, nicht leichter geworden bei der zunehmenden Zerfahrenheit unserer Jugend. Aber der Lehrerinnenberuf ist nach meiner Ansicht neben dem der Mutter der schönste und reichste, den eine Frau sich wünschen kann. Er zwingt uns zu fortwährender Selbsterziehung, und die Schwierigkeiten, die an unserem Wege liegen, erhalten uns lebendig. Ich würde ihn, wieder jung geworden, nochmals mit tausend Freuden ergreifen.

Hanni Schmid-Scholl

Zum Geburtstag des Seminars

Vor einigen Jahren haben wir, als neupatentierete Arbeitslehrerinnen, die lichten Räume des Seminars und seine lieblich blühenden Gärten mit den prächtigen alten Bäumen verlassen. Die Trennung ist nur äusserlich geschehen. Wir sind geschieden wie den Eltern entwachsende Kinder, die deren Aufopferung und Liebe nicht vergessen und immer gerne wieder zurückkehren in die Geborgenheit. – Wir kehren häufig in Gedanken ins Seminar zurück, vergleichen unsere Schulstube mit dem Vorbild, vergegenwärtigen uns, mehr oder weniger bewusst, die gehörten Worte, die uns auch im Beispiel vorgelebt worden sind. So ist jedes mit dem Seminar und jedes mit jedem verbunden.

Es ist mehr als eine rein fachliche Ausbildung, es ist die ganze Atmosphäre, dieses Gefühl, väterlich umsorgt und mütterlich betreut zu sein, die uns die Seminarzeit nie vergessen lässt. Wir fühlen uns eine Gemeinschaft, in der aber doch jedes einzelne seinen individuellen Platz behalten hat. Wir sind nie gezwungen oder überredet worden; in aller Freiheit hat man uns wachsen lassen und unmerklich das Wachstum überwacht und gefördert. Das ist bei der sehr verschiedenen Vorbildung, die vielleicht der einzige dunkle Punkt unserer Ausbildung ist, um so beachtlicher. Die Lehrerschaft hat fortwährend darauf Rücksicht genommen.

Der Direktor hat das Beispiel dazu gegeben. Trotz der gewachsenen Schule und all seiner Arbeit, hat er in jeder

Klasse des Seminars und des Arbeitslehrerinnenseminars unterrichtet. Er kennt jede Schülerin persönlich; er kennt die angehenden Lehrerinnen *und* die angehenden Arbeitslehrerinnen; er verwendet sich für beide im selben Masse, er möchte den verwandten Berufen zur selben Achtung verhelfen.

So haben wir leicht Freundschaften mit Lehrerinnen geschlossen, welche die Seminarzeit überdauert haben. – Und so auch ist unsere Ausbildung zu dem geworden was sie heute ist: zu einer fortschrittlichen, den ganzen Menschen erfassenden Berufsausbildung.

Zeichnen und Handarbeiten sind die untrennbaren Hauptfächer geworden; sie sind von Methodik und Erziehungslehre zum Teil durchwoben, zum Teil umrahmt. Deutsch, Fremdsprachen, Singen, Instrumentalmusik, Rechnen, Hygiene verbessern unsere Allgemeinbildung und vertiefen unsere Lebensanschauung. Turnen ist der willkommene Ausgleich zu unserer Stubentätigkeit. Besonders zu schätzen wussten wir die grosse Zahl der Freifächer und Wahlfächer. Sie boten die Möglichkeit, auf die verschiedenartige Vorbildung Rücksicht zu nehmen und auf die verschieden gearteten Interessen einzugehen. Es gab in unserer Klasse einzelne Schülerinnen, die 4–6 Stunden in der Woche über das ordentliche Programm hinaus belegten: Englisch, Klavierspiel, Zusatz-Turnen. Mit grosser Freude und mit Interesse sind wir diesem Unterricht gefolgt.

Fachlich und als Menschen sich auszeichnende Lehrerinnen und Lehrer haben uns eindrücklich und beispielhaft gelehrt und in uns durch Geduld und Hingabe nicht nur die Begeisterung für den Beruf geweckt, sondern haben uns auch die nötige Sicherheit gegeben. Gewiss war es jeweils nicht leicht, aus den oft sehr schüchternen und etwas zaghaften Mädchen Arbeitslehrerinnen zu machen, die selbstsicher vor ihre Klasse treten und die sich getrauen, etwas zu fordern und diese Forderung durchzusetzen wissen. Wenn es in den mei-

sten Fällen gelungen ist, so wohl vor allem deshalb, weil wir im Seminar nicht gedrückt oder gar gedemütigt wurden, weil man uns im Gegenteil Vertrauen entgegenbrachte und das Gefühl in uns gestärkt hat, unserer Aufgabe gewachsen zu sein.

Wir danken dem Direktor und der Lehrerschaft herzlich. Wir wünschen dem Seminar alles Gute zum Geburtstag und in die Zukunft.
Heidi Leuenberger

Die Abschaffung der Zeugnisse

Die schöne, mich immer wieder mit Dankbarkeit erfüllende Erinnerung an die vierzehn Jahre, während welchen ich am Seminar Thun wirken durfte, lässt sich nicht in einem Aufsatz niederlegen. Es sei deshalb über eine einzelne Begebenheit berichtet, die zwar dem Ausstehenden von vorwiegend organisatorischer oder etwa noch schulreformerisch-experimenteller Bedeutung erscheinen mag. Für mich bedeutet sie den verdichteten Niederschlag einer pädagogischen und kollegialen Atmosphäre, aus deren Geist mein seitheriges Nachdenken über Erzieherisches immer wieder Anregung empfängt.

Es ist wohl nicht notwendig, hier die Bedenken zu nennen, die sich seit Jahrzehnten im pädagogischen Gespräch immer wieder gegen die übliche Praxis der Beurteilung von Schülerleistungen in Ziffern erheben. Ein solches Gespräch füllte im Jahre 1947 zahlreiche unserer Lehrerkonferenzen aus, und es endigte mit dem einhelligen Antrag an die Seminarkommission, die Zeugnisse abzuschaffen. Diese Behörde stimmte nach sorgfältiger, von grosser pädagogischer Aufgeschlossenheit zeugender Prüfung zu, und nachdem auch die Erziehungsdirektion ihre Einwilligung gegeben hatte, war beschlossen, dass die Schülerinnen des Seminars Thun während ihrer ganzen Ausbildung keinerlei schriftliche Zeugnisse mehr erhielten, weder in Zahlen noch in Worten, und dabei blieb es.

Zuerst war erwogen worden, das Notenzeugnis durch den Schulbericht in Worten zu ersetzen. Aus jenen Beratungen ist mir besonders die Feststellung eines Kollegen erinnerlich, gerade bei Mädchen könne eine Beurteilung in Worten noch verletzender oder entmutigender wirken als eine Zahlensetzung. – Der Vorschlag zweier anderer Mitglieder des Kollegiums, die Zeugnisse total abzuschaffen, kam der Konferenz zuerst unrealistisch vor, da er mit drei Verpflichtungen unserer Schule in dieser Hinsicht unvereinbar schien: die Schülerinnen müssen doch über den Stand ihrer Leistungen orientiert werden; die Eltern sind auf dem Laufenden zu halten; für die Promotion und für die Erfahrungsnoten bei der Patentprüfung müssen zuverlässige Grundlagen vorhanden sein. Aber wir begannen dann doch damit, nach einer Lösung zu suchen, die uns erlauben würde, die Zeugnisse abzuschaffen und doch diesen Verpflichtungen, sowie noch der, den Schülerinnen ein Abgangszeugnis auszustellen, gerecht zu bleiben.

Diese Lösung fand sich in Form des «Kontrollheftes». Es unterscheidet sich von einem Wortzeugnis in wesentlicher und verschiedener Hinsicht:

Vor allem einmal durch den Grundgedanken, dass die Leistungen gar nicht zensuriert zu werden brauchen, wenn sie nicht, in positiver oder negativer Hinsicht, auffällig sind. So hat zwar jeder Lehrer zweimal jährlich in das Kontrollheft jeder seiner Schülerinnen eine Eintragung zu machen. Es genügt jedoch, dass er einfach signiert, falls er nicht das Bedürfnis hat, positiv oder negativ besonders Bemerkenswertes mitzuteilen. Haben aber Verhalten oder Leistungen der Schülerin starke Bedenken erregt, so kann der Lehrer zugleich den Antrag stellen, dass über die Schülerin in der Konferenz gesprochen werde, was dann oft einen Bericht an die Eltern nach sich zieht.

Von einem Wortzeugnis unterscheidet sich das «Kontrollheft» insbesondere dadurch, dass weder Schülerin noch Eltern es zu Gesicht bekommen. Und doch bildet es die Grundlage dafür, den oben genannten Verpflichtungen zu entsprechen: Nachdem die Eintragungen der Lehrerschaft erfolgt sind, wird den *Schülerinnen* mitgeteilt, dass der Direktor jeder einzelnen auf Wunsch Auskunft gibt. In diesen Besprechungen liest er jedoch nicht etwa die Eintragungen vor, sondern teilt sie der Schülerin in der Umschreibung mit, die er auf Grund seiner Kenntnis des Lehrers als richtig und die er für die betreffende Schülerin als pädagogisch besonders zuträglich ansieht. Den *Eltern* war von Anfang an mitgeteilt worden, dass ihnen, falls ihnen die Orientierung durch die Tochter selbst nicht genüge, Auskunft gegeben werde, mündlich oder schriftlich, je nach ihrem Wunsche. – Auf diese Weise wurde es möglich, Schülerin und Eltern regelmässig ins Bild zu setzen. Und die dritte Funktion der früheren Zeugnisgebung, die Schaffung von *Grundlagen* für die Erfahrungsnoten der Patentprüfung und für das Abgangszeugnis wurde dadurch wieder hergestellt, dass in die «Wegleitung zur Führung des Kontrollheftes» die Vereinbarung aufgenommen wurde, die blosse Signierung sei als der Note 5 = gut entsprechend zu werten und für das Gesamte der positiven und negativen Bemerkungen habe der Klassenlehrer der Konferenz Anträge zur Umsetzung in Noten oder Prädikate zu unterbreiten.

Nach Ablauf der ersten fünf Jahre dieses Versuchs wurde ich von der Vereinigung der ehemaligen Schülerinnen gebeten, über die gemachten Erfahrungen Auskunft zu geben. Ich fasste diese wie folgt zusammen:

1. Wir Lehrer stellen keine allgemeine Verminderung der Arbeitsbereitschaft unserer Schülerinnen fest. Einzelne Enttäuschungen bleiben auch jetzt nicht aus; niemand von uns schreibt sie jedoch dem Fehlen des Zeugnisses zu. Dies genügt uns eigentlich schon, – wenn es ohne Zeugnisse nicht schlechter geht, so ist ihre Abschaffung bereits gerechtfertigt. Wir haben gar keine besonderen «Erfolge» erwartet; wir sind der Überzeugung, die Richtigkeit einer pädagogischen Massnahme lasse sich nicht an unmittelbaren Erfolgen dartun. Ein Erfolg dieses Systems könnte erst viel später sichtbar werden als Beitrag zu einer gesunden und gefreuten Entwicklung überhaupt, – dann, wenn sich an Leben und Beruf unserer Ehemaligen zeigen würde, dass sie in vier arbeitsreichen und doch ungehetzten Jahren gelernt haben, mehr um der Sache willen fleissig zu sein als um der eigenen Geltung und der Überflügelung anderer willen. Aber solcher Erfolg lässt sich nicht beweisen...

2. Wenn man gelegentlich austretende oder ausgetretene Schülerinnen nach ihrer Meinung fragt, hört man sehr positive Urteile. Es werde ruhiger, sachlicher gearbeitet als unter dem Notendruck. Der gehässige Wettstreit in einzelnen Fächern fehle; es bilde sich leichter erlaubte Gemeinschaftsarbeit. – Hingegen ist das Bedürfnis der Schülerinnen nach regelmässiger Auskunft über die Beurteilung ihrer Leistungen grösser als ursprünglich angenommen worden war. Die dafür angesetzten freiwilligen Besprechungen werden sozusagen

lückenlos besucht; allerdings zeigt sich dabei auch immer wieder, dass die Schülerin im Grossen und Ganzen eigentlich ganz gut im Bilde ist. Meist zeigt sich, dass sie ihre Möglichkeiten und Resultate durchaus richtig einschätzt. Und die Fähigkeit dazu wollten wir ja gerade fördern. Dies war auch ein Grund für die Abschaffung der Zeugnisse.

3. Ich glaube auch, dass wir uns auf die Orientierung der Eltern durch die Schülerinnen durchaus verlassen dürfen. Aber eine grosse Lücke des Systems besteht schon darin, dass die Eltern, solange alles recht geht, von uns keine Berichte erhalten. Wir lassen uns durch die kleine Zahl der Anfragen von ihrer Seite nicht täuschen; wir wissen, dass manchen Eltern die regelmässige Berichterstattung vom Seminar aus fehlt, und wir rechnen es ihnen hoch an, dass sie sich damit abfinden. Denn unser Schweigen ist mit dem Grundgedanken des Systems unlöslich verbunden. Mit einer summarischen regelmässigen Bestätigung wäre den Eltern auch nicht gedient, und ein detaillierter Bericht, auch in Worten, wäre eben wieder ein Zeugnis».

In dieser Zusammenfassung der Erfahrungen von fünf Jahren zeigen sich wohl auch die Grenzen des Versuchs. Er wurde nur möglich, weil wir es mit Schülerinnen zu tun hatten, deren ausreichende Begabung und deren deutlicher Leistungswille im allgemeinen vorausgesetzt werden durften. Und er wurde nur möglich in Zusammenarbeit mit einer Kollegenschaft, in der jeder Einzelne bereit war, ein beträchtliches Mehr an Arbeit auf sich zu nehmen als es die Ausstellung von Notenzeugnissen verlangt und in der ein Geist des Verständnisses und des Vertrauens waltete. J. R. Schmid

Ist die Geschlechtertrennung an den Schulen veraltet? *

Das Jubiläum des 125-jährigen Bestehens der staatlichen Bernischen Lehrerinnenbildungsstätte fällt ins gleiche Jahr wie die Eröffnung des ersten staatlichen Seminars zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen. Wenn in Langenthal vorläufig die beiden Klassen grundsätzlich noch nach Geschlechtern getrennt geführt werden, so wissen doch alle Interessierten, dass man versuchen wird, die Möglichkeiten der Koedukation, mindestens in einzelnen Fächern, auszuwerten.

Auf dem Boden der Stadt Bern flammt die Diskussion über Wert und Unwert der Geschlechtertrennung an den Sekundarschulen alle paar Jahre wieder auf. Und der einzige nicht katholische deutschschweizerische Kanton, welcher neben Bern in seiner Lehrerbildung die Geschlechtertrennung bis in die Gegenwart konsequent durchgeführt hat, der Kanton Aargau, ist daran, dieses Prinzip aufzugeben und aus regionalen Gründen in sein altehrwürdiges Lehrerseminar im ehemaligen Kloster Wettingen Mädchen aufzunehmen.

Ist auf dem Gebiet der Lehrerbildung, so muss man deshalb fragen, die Geschlechtertrennung veraltet? Ist sie ein alter Zopf, den man – sei es aus Pietät oder aus Trägheit – nicht abschneiden mag?

Alle ernsthafte Diskussion pädagogischer Fragen hat die Tendenz, sich von der Auseinandersetzung mit Einzelaspekten ins Grundsätzliche, Weltanschauliche zu erheben. Die Frage nach dem Wert der Geschlechtertrennung in der Lehrerbildung macht keine Ausnahme. Ausführlich soll deshalb das grundsätzliche Problem «Koedukation oder Separation?» zur Sprache kommen, um im Anschluss daran die Konsequenzen für die Lehrerbildung ziehen zu können.

In Platons «Gastmahl» erzählt Aristophanes die Geschichte von den Androgynen. Diese mannweiblichen Urwesen wurden zur Strafe von Zeus geteilt und müssen seither getrennt als männliche und weibliche Menschen existieren. Einsam und unselbständig verzehren sie sich nach der Vereinigung mit der andern Hälfte ihres Ichs, sehnen sich nach der ursprünglichen Ganzheit ihrer alten Natur. Erst zusammen mit ihrer Ergänzung können sie «aus Zweien wieder Eins machen und die Menschennatur heilen».

* Die Ausführungen decken sich teilweise mit dem Beitrag «Koedukation oder Separation?» in «Das grosse Erziehungsbuch», das im Herbst 1963 im Stauffacher-Verlag Zürich erscheinen wird.

Die Frage nach den seelischen Unterschieden zwischen Mann und Frau hat schon die Denker früherer Zeiten beschäftigt: Aristoteles sieht in der Frau einen auf einer Vorstufe stehengebliebenen unfertigen Mann. Kant teilt der Frau das Schöne, dem Mann aber das Erhabene zu. Berühmt ist Schillers Wort: «Männer richten nach Gründen; des Weibes Urteil ist seine Liebe. – Wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.» Nietzsche nennt die Frau den «zweiten Missgriff Gottes», während Kierkegaard die starke sittliche Verantwortung der Frau in den Worten ausdrückt: «Von hundert Männern, die sich in der Welt verlaufen, werden neunundneunzig durch das Weib gerettet.»

Ein Überblick über die Ergebnisse der modernen Geschlechterpsychologie zeigt, dass man sich in der Differenzierung der Geschlechter auf eine ganze Anzahl Unterschiede der seelischen Struktur hat einigen können. Es handelt sich dabei aber stets um Feststellungen nach der ideal-typischen Methode; was heissen will, dass das als «weiblich» oder «männlich» Bezeichnete nur als abstrakter Ordnungsbegriff Gültigkeit hat und in den realen Einzelercheinungen konkreter Frauen oder Männer keineswegs rein erscheint. Jede Frau hat also auch die Möglichkeit des als typisch männlich bezeichneten Verhaltens und umgekehrt. Alle Männer und alle Frauen weisen Mischungen weiblicher und männlicher Eigenschaften auf. Sigmund Freud sagt: «Das Individuum ist nicht Mann oder Weib, sondern jedesmal beides, nur von dem einen so viel mehr als von dem andern.» Dennoch gibt es eine ganze Reihe deutlicher Unterschiede im Erleben und Verhalten der Geschlechter. Wir wollen versuchen, einige davon, von Einzelbeobachtungen ausgehend, zu nennen:

Den Mann vermag das Phänomen «Hund» zu interessieren. Die Frau aber interessiert sich vorwiegend für ihren Foxli oder den Waldi ihres Mannes. Sie interessiert sich nicht für Rosen an sich, aber für die Rosen, die in



ihrem Garten blühen. Das Interesse der Frau gilt dem Individuellen, der Nah-Welt, dem lebendigen Leben. Das Interesse des Mannes gilt dem Allgemeingültigen, dem Fernabliegenden.

Das Technische, die Maschine, die seine Arme verlängert und vermehrt, oder das Vehikel, das seine Beweglichkeit vergrössert, vielleicht der Apparat, der seine

Sinne unterstützt und schärft, all das fasziniert den Mann. Die Frau aber interessiert sich für die Arbeit ihrer Hände. Sie möchte pflegen und hegen. Für sie liegt der Sinn des Lebens im Sein. Sie möchte Kinder haben, das Leben weiter geben. Der Mann bedarf der Taten. Er will kämpfen, sein Tun muss sich objektivieren, in seinem Einkommen vielleicht oder in seiner Stellung sichtbare Form annehmen.

Die 17jährige Handelsschülerin, deren Lehrer ihre Schrift tadelt, bezieht diesen Tadel auf ihre ganze Person. «Was hat der Mann wohl gegen mich, dass ihm meine Schrift nicht passt?», so ist ihre Reaktion. Der gleichaltrige Knabe aber, der in der selben Weise getadelt wird, sagt sich vielleicht: «Mag sein, dass der Lehrer recht hat. Ich schreibe wirklich nicht gerade vorbildlich, dafür habe ich wahrscheinlich wieder andere Qualitäten». – Die Frau lebt ganzheitlicher, geschlossener – auch enger mit ihrem Körper verbunden – als der Mann.

Das junge Mädchen, das erwartungsvoll an seinem ersten Freund aufblickend die Frage stellt: «Warum liebst du mich?», möchte kaum eine andere Antwort hören als «weil Du „Du“ bist, weil Du so bist, wie Du eben bist.» Nicht ganz so ihr Partner. Die Antwort, die ein Mann auf die so typische Frage aller Verliebten zu hören begehrt, heisst vielleicht «Weil Du so intelligent bist, weil Du so tüchtig bist, weil Du so rassig Auto fährst» usw. Die Frau möchte geliebt sein um ihrer selbst willen. Der Mann will geachtet und geschätzt sein aus formulierbaren, (scheinbar) objektiven Gründen.

Was passiv gilt, gilt auch aktiv: die Frau liebt ihre Mitmenschen als Personen, als Individuen, als Ganzheiten; der Mann achtet und liebt sie aus formulierbaren Gründen.

Wer sich die Frage stellt, in welchen Kunstgattungen sich Männer und Frauen unter den ganz grossen, Welt-ruhm beanspruchenden Künstlern zahlenmässig etwa die Waage halten, erkennt sofort, dass es bei den Dichtern, bei den Malern, Bildhauern und Komponisten nicht leicht fällt, unter den zwanzig Weltbedeutendsten auch nur drei oder vier Frauen aufzuzählen, dass sich die Frau aber in der Schauspielkunst oder der ausübenden Musik als dem Mann ebenbürtig erweist. Die Interpretation, das Nachschöpferische, das Sich-Einfühlen-Können scheint eine besondere Begabung der Frau zu sein.

Zusammenfassend: Der Mann bedarf zur Bestreitung der Aussenwelt des begrifflichen Denkens. Er versachlicht die Welt, er vermag sich zu distanzieren. Widerstände entzünden seinen Willen. Ihm ist etwas Aktives, Schöpferisches, Ausgreifendes, Kämpferisches eigen. Er versucht, sein Dasein im Werk zu objektivieren.

Der Frau eignen jene Kräfte des Gefühls und Gemüts, die man unter dem Begriff Intuition zusammenfasst. Stärker als dem Manne strömen ihr aus dem Urgrund des Seins, aus dem Unbewussten, die Kräfte zu. Sie hat etwas Passives, Geschlossenes, In-Sich-Selber-Ruhendes. Sie bedarf zur Verwirklichung ihres Selbst weniger der äusseren Tat als der Mann.

Die hier skizzierte Auffassung vom Wesen und den Anlagen der Geschlechter bildet die Grundlage unserer normativen Pädagogik. Wer Mädchenerziehung sagt, meint die Berücksichtigung und die Ausgestaltung jener

als typisch weiblich empfundenen Fähigkeiten, wer von Knabenerziehung spricht, hat die Förderung jener Anlagen, welche als typisch männlich gelten, vor Augen. Normative Pädagogik beruht auf einem Menschenbild; unserer gegenwärtigen Auffassung entsprechend tritt dieses Menschenbild in zwei Formen in Erscheinung: als männlicher und als weiblicher Mensch.

Die Frage, welche Konsequenzen sich für die Erziehung und Schulung aus der offensichtlichen Verschiedenartigkeit der Geschlechter ergeben, führt zunächst zur Frage nach der Verursachung dieser Unterschiede. Liegt die Andersartigkeit in der Natur begründet oder ist sie anerzogen? Ist die psychische Differenzierung die unabänderliche Folge der körperlichen Andersartigkeit und der verschiedenen biologischen Aufgabe, oder ist sie lediglich das Ergebnis jahrhundertalter Tradition, wobei männliche und weibliche Menschen nach bestimmten Geschlechtsmodellen geformt und wobei ihnen bestimmte als geschlechtstypisch angesehene Eigentümlichkeiten aufoktroziert worden sind? Beide Ansichten haben ihre überzeugten Vertreter. Und für beide Auffassungen lassen sich zahlreiche Argumente beibringen.

Von der einen oder andern Ansicht ausgehend, werden dann häufig geradlinige pädagogische Konsequenzen gezogen. Es wird etwa folgendermassen argumentiert: Es ist die Aufgabe der modernen Erziehung, den heranwachsenden Menschen nicht nach dem herrschenden – zufälligen – Geschlechtsmodell zu erziehen, sondern ihm durch Koedukation zu helfen, seine persönlichen Anlagen bestmöglich zu entfalten. Oder es wird erklärt: Das Ziel der Mädchenerziehung ist nicht das selbe wie das Ziel der Knabenerziehung, also muss man für die Geschlechtertrennung eintreten.

Leider liegen die Dinge nicht so einfach: Das Bekenntnis zu der einen oder andern Erklärung der psychischen Geschlechtsunterschiede zieht nicht zwangsläufig eine Stellungnahme für oder gegen die Koedukation nach. Denn erstens kann die Ausprägung und Betonung der psychischen Geschlechtsunterschiede – was immer sie verursacht hat – erwünscht oder unerwünscht sein. Zweitens sind beide Formeln falsch, die eine, die sagt: Die Erhaltung der Geschlechtsunterschiede, das heisst die Heranbildung des «echten» Mannes und der «echten» Frau ist erwünscht, folglich müssen die Geschlechter getrennt werden, und die andere, die sagt: Die Geschlechtsunterschiede sind lediglich das Produkt einer geschlechtsschematischen Dressur, damit Mädchen und Knaben ihre individuelle Eigenart entwickeln können, müssen sie koedukativ erzogen werden.

Die erste Formel ist falsch, weil das typisch Weibliche sich gerade im Kontakt mit dem Männlichen voll entfalten kann und umgekehrt; (Man denke nur etwa an die typisch männliche Eigenart der Ritterlichkeit). Die zweite Formel ist falsch, weil es sehr wohl denkbar ist, dass sich zwar das Ziel der Erziehung, d. h. das Menschenbild, das für den Erzieher verpflichtend ist, für Knaben und Mädchen gleich bleibt, dass aber die Wege, die zu diesem Ziele führen, durch Geschlechtertrennung Rücksicht nehmen sollen auf die verschiedene Konstitution, auf die verschiedenen Interessen, auf den verschiedenen Entwicklungsrhythmus der Geschlechter.

Diese letzte Feststellung lässt etwas Entscheidendes deutlich werden: Koedukation oder Separation ist nicht eine Frage des Erziehungsziels, sondern eine Frage der Methode. Das Ziel der Mädchenerziehung und das Ziel der Knabenerziehung ist das selbe. Sowohl den Mädchen wie den Knaben muss durch die Erziehung geholfen werden, die ihnen gesetzte Lebensaufgabe bestmöglich zu erfüllen. Dabei kann diese Lebensaufgabe im Falle eines ganz bestimmten einzelnen Mädchens «männlicher» geartet sein als im Falle eines einzelnen Knaben – und umgekehrt. Unser Erziehungsziel ist nicht «der Mann» oder «die Frau», sondern «der Mensch». Der Erzieher hat die Aufgabe, Knaben und Mädchen nicht zu einem durch die Geschlechtsmodelle festgelegten Verhalten zu erziehen, sondern den Kindern zu helfen, all ihre persönlichen, individuellen Möglichkeiten und Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen. Darüber kann kein Zweifel bestehen. Hingegen kann die Frage, ob das Ziel auf dem Wege der Koedukation oder der Separation erreicht werden soll, nur beantwortet werden, wenn wir die Vor- und Nachteile der beiden Methoden im einzelnen gegeneinander abwägen und am Schluss die Bilanz erstellen.

Einige wichtige Vorteile der koedukativen Methode:

Ebenso wie man den Umgang mit Büchern, mit der Wissenschaft, mit der Kunst erlernen muss, argumentiert neben vielen andern Paul Geheeb, ist es notwendig, den unbefangenen, frohen und sauberen Verkehr mit dem andern Geschlechte einzuüben. Wenn Knaben und Mädchen gemeinsame hohe Werte vermittelt bekommen, von edeln Gestalten hören, gemeinsame Bildungserlebnisse haben, gemeinsam in einer geistigen Atmosphäre leben, färbt dies auf die Art der Begegnung der Geschlechter ab, bindet sie auf eine edle, das Triebhafte in Schranken haltende Weise. «Knaben und Mädchen vollkommen getrennt zu erziehen und dann zu hoffen, dass sie durch irgend ein Wunder fähig werden, miteinander für das Allgemeinwohl in einer sich selbst regierenden Gemeinschaft zu denken und zu arbeiten, hiesse ein göttliches Eingreifen erwarten. Mit einer solch gnädigen Hilfe des Himmels können wir nicht rechnen.» (H. B. Wymann)

Als Erwachsene werden die beiden Geschlechter zusammen arbeiten müssen, in der Familie, in der Gemeinde, im Staat, in kulturellen Vereinigungen. Solch fruchtbares Zusammenschaffen gelingt besser, wenn Frauen und Männer von Kindheit an gewohnt sind, miteinander aufzubauen.

Etwas Ähnliches gilt für die Ehe. Die Chancen, den richtigen Ehepartner zu finden, erhöhen sich, wenn man das andere Geschlecht kennt. Der Bursche, welcher keine Kontaktmöglichkeiten mit Mädchen hatte, läuft viel stärker Gefahr, sich von einem hübschen Lärwchen täuschen zu lassen; er erkennt dann zu spät, welche scharfe Krallen hinter den samtene Pfötchen zum Vorschein kommen können. Umgekehrt erlebt das junge Mädchen im Umgang mit Burschen, dass sich hinter dem rauh-männlichen polternden Gehaben nicht selten ein ziemlich willensschwacher, anschniegbarer Charakter verbergen kann.

Zur Entfaltung der Persönlichkeit gehört die Entfaltung der männlichen oder weiblichen Eigenart. Die

Praxis zeigt, dass die Koedukation nicht nivellierend auf die Geschlechtsunterschiede wirken muss. Im Gegenteil: Durch den stets sichtbaren Kontrast zum andern Geschlecht hebt sich die Eigenart besonders hervor. «Ein weiblicher Knabe ist bei den Mädchen ebenso unbeliebt wie ein burschikoses Mädchen bei den Knaben.» (Geheeb). Knaben und Mädchen erziehen sich gegenseitig auf eine Weise, die dem Erzieher nicht zur Verfügung steht.

Die Koedukation schafft die angenehmere erzieherische Atmosphäre, was, wie man weiss, für den Erziehungserfolg von entscheidender Bedeutung ist. Die Erfahrung lehrt zum Beispiel, dass sich in koedukativen Gruppen leichter Disziplin halten lässt als in den nach Geschlechtern getrennten Klassen. Die Zusammenarbeit der Geschlechter scheint ausgleichend und harmonisierend zu wirken. Das Gehaben innerhalb der Gemeinschaft hält eine Mitte zwischen den vielleicht etwas rauhen Sitten der Knaben und dem zu Süsse und Gefühlsüberschwang neigenden Umgangston der Mädchen.

Die Übersicht über die vielen Untersuchungen, welche die Schulleistungen und Unterrichtserfolge der koedukativen den Schulleistungen und Unterrichtserfolgen der getrennten Klassen gegenüberstellen, ergibt, dass die Leistungen im allgemeinen – eine Ausnahme machen die Sprachen und die technischen Arbeiten der Mädchen – in den koedukativen Klassen ein ganz klein wenig höher liegen als in den getrennten Klassen. Diese Leistungssteigerung ist bei den Knaben grösser als bei den Mädchen; sie nimmt bei den Knaben mit zunehmendem Alter zu, während die Leistungsverbesserung der Mädchen mit zunehmendem Alter abnimmt. Mit andern Worten: die Knaben profitieren von der Koinstruktion mehr als die Mädchen. Auch die Mädchen profitieren in einzelnen Fächern, in andern aber, z. B. in den Sprachen, wirkt sich die Koinstruktion auf beide Geschlechter leistungshemmend aus. Und wiederum sind die Mädchen die eigentlichen Verlierer, denn ihre sprachlichen Leistungen sinken weit deutlicher als die der Knaben. Zusammenfassend: Vom messbaren Resultat der Schulleistungen her gesehen, bedeutet die Koinstruktion für die Knaben einen Vorteil, bei den Mädchen halten sich Vorteile und Nachteile etwa die Waage.

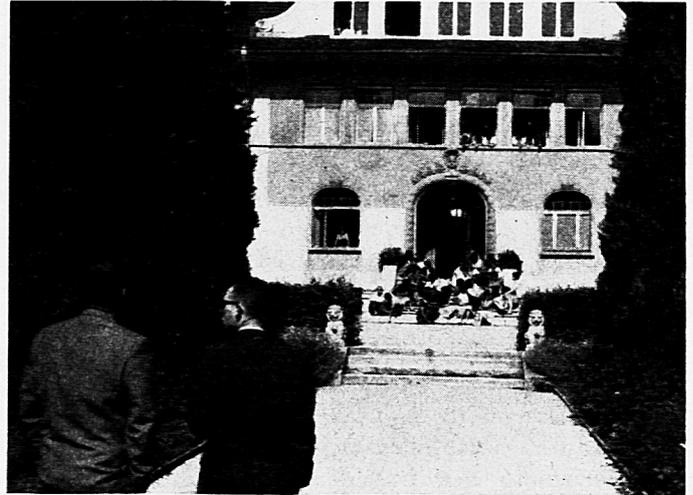
Man spricht in der modernen Psychologie gerne vom Vordringen des Sexus auf Kosten des Eros. Die Koedukation und die Koinstruktion von Knaben und Mädchen, so glauben viele Pädagogen, kann zur Heilung dieser Zeitkrankheit beitragen. Im täglichen Zusammenleben tritt das Mädchen dem Knaben und der Knabe dem Mädchen als andersgeschlechtliche Ganzheit gegenüber. Ihre Geschlechtlichkeit ist eingebettet in ihre Persönlichkeit. Wo die natürliche Begegnung der Geschlechter nicht möglich ist, wirkt die sexuelle Suggestion, die von der äusseren Erscheinung ausgeht, viel stärker. Die Koedukation vermindert die sexuelle Spannungen.

Es ist nicht möglich, eine besondere Schule oder ein besonderes Erziehungssystem für Kinder, welche ohne andersgeschlechtliche Geschwister aufwachsen müssen, zu haben. Für solche Kinder aber bedeutet die Koedukation einen eindeutigen Vorteil. Sie erlaubt ihnen jenen natürlichen Umgang mit Vertretern des andern Ge-

lechts, welche das Zusammenleben der Geschwister in der Familie bestimmt. Die Koedukation trägt dazu bei, Pestalozzis Forderung, die Schulstube sei zu einer erweiterten Wohnstube zu machen, zu erfüllen.

Es sprechen, wie man sieht, viele Gründe für die Koedukation. Dennoch geht es nicht an, die Anhänger der Geschlechtertrennung als Ewiggestrige zu bezeichnen. In mancher Hinsicht ist das Gegenteil wahr.

Es lässt sich zum Beispiel nicht leugnen, dass das Bedürfnis nach gemeinsamem Unterricht heute weniger gross ist als nach der letzten Jahrhundertwende. Burschen und Mädchen haben heute ausserhalb der Schule recht viele Gelegenheiten, zwanglos miteinander zu verkehren: in der Jugendgruppe, in kirchlichen Organisa-



tionen, im Sport, in Freizeitwerkstätten usw. Diese Kontaktmöglichkeiten haben sich im Laufe der letzten Jahrzehnte derart vermehrt, dass man sich fragen muss, ob es sich lohnt, die Nachteile, welche die Koinstruktion mit sich bringt, in Kauf zu nehmen. Und solche gibt es.

Nachteile der Koinstruktion:

Die Mädchen entwickeln sich rascher; sie sind körperlich ein bis zwei Jahre früher reif als Knaben. Namentlich zu Beginn der Pubertät sind sie den gleichaltrigen Knaben auch geistig deutlich voraus. Wo Knaben und Mädchen im Unterricht nicht getrennt sind, kann man auf den verschiedenen Entwicklungsrhythmus der Geschlechter keine Rücksicht nehmen.

Was für die entwicklungsbedingten Unterschiede der Interessen gilt, gilt auch für die allgemein geschlechtsbedingten Unterschiede. Die moderne Schule bemüht sich, auf die Interessen der Schüler einzugehen und die Bildungstoffe mehr in Form von Massanzügen und weniger in Form von Konfektionskleidern zu geben. (Ein solches Eingehen auf die individuellen Interessen ist für die Mädchen besonders angezeigt, denn die weibliche Denkleistung hängt noch stärker als die männliche von der Intensität der Interessen ab, die für ein bestimmtes Problem aufgebracht werden.) Dieser Differenzierung des Unterrichts gemäss den unterschiedlichen Neigungen, Begabungen und Interessen trägt die Separation der Geschlechter im Unterricht Rechnung. Ein sensibler Lehrer wird in einer Mädchenklasse auch nicht einen einzigen Unterrichtsgegenstand auf die

genau selbe Weise behandeln wie in einer Knabenklasse. In der Geschichte beispielsweise gilt das Interesse der Mädchen eher dem Anektotischen, der historischen Persönlichkeit, dem Nachempfinden des Lebensgefühls vergangener Epochen; das Interesse der Knaben gilt eher der Kriegsgeschichte, dem Erkennen grösserer Zusammenhänge. Fremdsprachen erlernen Mädchen – im grossen ganzen – leichter mit Hilfe der direkten Methode, während die Knaben die Möglichkeit, die Sprache mit Hilfe grammatikalischer Kenntnisse zu konstruieren, deutlicher ausnutzen. Ähnliches gilt in fast allen Fächern.

Die Konstruktion zwingt stets zu Kompromissen, und zwar in der Regel zu Kompromissen, die sehr eindeutig zugunsten der Knaben ausfallen. Der «Gemeinsame Unterricht» wendet sich hauptsächlich an die Begabungs- und Interesserichtung der Knaben. Erlasse der Schulbehörden, Lehrbücher, Unterrichtshilfen, Richtlinien der Schulleitungen, die Methoden der Lehrerschaft, all dies ist in den koedukativen Klassen von männlichem Geiste geprägt. Die Gefahr, dass die Mädchen in diesem System zu kurz kommen, ist gross.

Aber nicht nur der gemeinsame Unterricht, auch die Vermehrung der Kontaktmöglichkeiten, bringt Gefahren. Viele Autoren weisen darauf hin, dass die stete körperliche Nähe des andern Geschlechts die Sexualgefühle reize und dadurch eine Erotisierung der Schumatmosphäre bewirke. Mir persönlich scheint eine andere Gefahr schwerer ins Gewicht zu fallen: wo Burschen und Mädchen zwanglos zusammen aufwachsen, bekommt die Beziehung der Geschlechter leicht etwas allzu Selbstverständliches, Schulterklopfendes. Es besteht die Gefahr, dass das Geheimnis fehlt, jene zarte Mischung von scheuem Verehren und vagem Begehren, die sich in der Dichtung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts – in Theodor Storms «Psyche» zum Beispiel oder in Gottfried Kellers «Romeo und Julia» – dargestellt findet. Hier stellt sich unserer Erziehergeneration die Aufgabe, wachsam zu sein. Wir wollen nicht zurückfallen in die Haltung jener englischen Gouvernänthen, die ihren 15- bis 18jährigen Schulumädchen, wenn sie sie in Zweierkolonnen durch die Strassen marschieren liessen, «Augen nieder!» befahlen, sobald ein männliches Wesen in Sichtweite kam. Wir wollen aber auch nicht dazu beitragen, dass das Mädchen für den Burschen zum «Kumpanen» wird, dem man ungezwungen und kamebschaftlich unverbindlich auf die Schultern haut.

Wenn wir nun zum Schlusse versuchen, die beiden Systeme gegeneinander abzuwägen, so wird das Ergebnis dieser Bilanz vom Gewicht abhängen, das wir den einzelnen Vorteilen oder Nachteilen beimessen. Dieses Wägen der einzelnen positiven Möglichkeiten und Schwierigkeiten hängt ab von der Weltanschauung des Urteilenden; es kann auch nicht unabhängig von der wirtschaftlichen, politischen, soziologischen Struktur eines Landes oder einer Epoche erfolgen.

Persönlich glaube ich, dass im Falle der Volksschule oder der Maturitätsschule die Vorteile der Koedukation leicht überwiegen. Im Falle der Seminarien hingegen, liegen die Dinge wieder anders. Seminarien sind Berufsschulen. Zwar gilt all das, was an Vorteilen und Nachteilen der Geschlechtertrennung aufgezeigt worden ist, auch für ein Seminar, es kommen aber noch weitere Gesichtspunkte hinzu:

Noch unterrichtet die grosse Mehrzahl unserer Schülerinnen später auf der Unterstufe. Obwohl das staatliche Lehrerinnenpatent nicht auf eine bestimmte Stufe beschränkt ist, bleibt die Unterrichtstätigkeit an den ersten vier Schuljahren das Berufsziel unserer Schule. Die Geschlechtertrennung macht es möglich, den Unterricht am Seminar auf dieses Berufsziel auszurichten.

Das gilt selbstverständlich nicht nur für die eigentlichen Berufsbildungsfächer wie Methodik, Lehrübungen, Psychologie usw. Es gilt auch für andere Gebiete, für die Naturkunde zum Beispiel, für die Geschichte, die Geographie. Die vierjährige Ausbildungszeit an einer Schule, die zugleich Mittelschule und Berufsschule sein muss, ist kurz. Die Möglichkeit der Beschränkung auf der berufsgerichteten Seite der Ausbildung ist pädagogisch vorteilhaft. (Natürlich wissen auch wir um die Tendenz, dass die Lehrerin allmählich «hinaufrückt» und in einzelnen Fällen Mittelstufen-Unterricht erteilt; unser Ausbildungsprogramm wird sich dieser Erscheinung anzupassen haben.)

Da diese Überlegungen in Zusammenhang mit dem 125jährigen Jubiläum des Staatlichen Lehrerinnenseminars veröffentlicht werden, dürfen wir zum Schluss wohl noch feststellen, dass auch die Macht der Tradition für das Festhalten an der Geschlechtertrennung auf dem Gebiete der bernischen Lehrerbildung spricht. Tradition, so hat jemand formuliert, bedeutet, dass auch die Toten Stimmrecht haben. Zwar ist es, könnte man weiterfahren, das Recht der Lebenden, die Toten zu überstimmen, und wo eine Institution veraltet oder erstarrt ist, haben die Lebenden nicht nur das Recht, sondern die Pflicht dazu.

Die bernischen Lehrerinnenseminarien sind nun aber – daran zweifelt niemand – alles andere als absterbende Äste am Baum der Entwicklung. In Scharen drängen sich gut ausgewiesene Sekundarschülerinnen zur Ausbildung an den Mädchen-Seminarien. Die Berufsarbeit der ausgebildeten Lehrerin befriedigt; sie zeichnet sich im allgemeinen durch Gewissenhaftigkeit und grosse Liebe zur Aufgabe aus.

Niemand weiss, welchen Lauf die Entwicklung in den nächsten 100 Jahren nimmt. Von der Gegenwart aus gesehen aber darf man feststellen, dass die Geschlechtertrennung auf dem Gebiet der Lehrerbildung sich bewährt hat und dass kein Anlass vorliegt, die Tradition aufzugeben.

F. Müller

Transmutation

Wir sahen die Plastik «Transmutation» von André Ramseyer an der eidgenössischen Plastikausstellung vom Sommer 1962 in Biel. Dank den vom Staat zur Verfügung gestellten Mitteln konnten wir zusammen mit der kantonalen Kunstkommission dieses Werk für unsern Seminargarten aussuchen und zum Ankauf vorschlagen.

Architektonisch gute Schulhäuser zu bauen, eine Schulstube ästhetisch zu gestalten, den jungen Menschen mit Kunst zusammenzuführen, hat erzieherischen Wert. Wir glauben an die Notwendigkeit dieser Erziehungsmittel und schätzen das Verständnis der Behörden für unser Anliegen.

Wir danken für die Grosszügigkeit dieses Geschenkes herzlich.

André Ramseyer (* 1914) lebt in Neuenburg, wo er am Staatlichen Lehrerseminar unterrichtet. Er gehört zu den führenden abstrakten Bildhauern der Schweiz.

Aufnahme: M. Tschabold

G. T.



Lehrerinnenbildung und Arbeitslehrerinnenbildung unter demselben Dache

Zu einer Besonderheit der bernischen Schulen gehört u. a. die Verbindung zwischen Lehrerinnen- und Arbeitslehrerinnenbildung im Staatlichen Lehrerinnenseminar und im Kantonalen Arbeitslehrerinnenseminar in Thun. Seit 1923 fanden – mit Ausnahme des Sonderkurses in Bern 1951/52 – alle Bildungskurse für Arbeitslehrerinnen im Seminar Thun statt.

Die oben erwähnte Verbindung darf als vorteilhaft bezeichnet werden im Hinblick auf die allgemeinen Ziele der Lehrerinnenbildung. Dies gilt umso mehr, als ja die bernische Primarlehrerin zugleich zur Arbeitslehrerin ausgebildet wird. Einzelne Lehrkräfte wirken an beiden Seminarien, die auch von demselben Direktor geleitet werden.

Nach dem Lehrplan für das Mädchenhandarbeiten der Primar- und Sekundarschulen des Kantons Bern hat der Handarbeitsunterricht einen Teil der Bildungs- und Erziehungsaufgabe in unsern Schulen zu erfüllen. Die technisch-methodische wie die erzieherisch-kulturelle Ausbildung der Arbeitslehrerin verdient volle Aufmerksamkeit.

Eine vertiefte Ausgestaltung des Bildungsprogramms rief 1943 einer Verlängerung der Ausbildungszeit von einem Jahr auf anderthalb Jahre. Das Reglement vom 18. Juni 1943 verlangte erstmals vor dem Eintritt ins Seminar eine abgeschlossene Berufslehre als Wäsche-

Damen- oder Knabenschneiderin oder die Lehre in einem verwandten Berufe. Später wurde als Vorbildung auch der Besuch eines einjährigen Kurses an einer Frauenarbeitsschule anerkannt. Die verlängerte Ausbildungszeit ermöglichte es, die Allgemeinbildung auszubauen, z. B. im Deutschunterricht und in der Erziehungslehre. Als besonders wichtig ist die ästhetische Schulung zu werten; denn vornehmlich der Handarbeitsunterricht bietet immer wieder Gelegenheit, den Schönheitssinn zu wecken und zu entfalten.

In hervorragender Weise hat sich der ehemalige Seminardirektor Prof. Dr. J. Schmid der Ausbildung der Arbeitslehrerin angenommen und sich dadurch bleibende Verdienste erworben. In unermüdlichem Einsatz war er auch massgeblich an der Schaffung des Lehrplanes für das Mädchenhandarbeiten von 1951 beteiligt. In gleicher Weise ist der jetzige Seminardirektor, Dr. F. Müller, unterstützt von tüchtigen Lehrkräften, stets darauf bedacht, dass die Arbeitslehrerinnenbildung mit der Entwicklung Schritt hält.

Der Kantonalvorstand des bernischen Arbeitslehrerinnen-Verbandes bekundete sein lebhaftes Interesse an den Ausbildungsfragen der Arbeitslehrerinnen in Eingaben an die zuständigen Stellen. Erfreulicherweise wurden seine Wünsche und Anregungen u. a. für ein zusätzliches vierzehntägiges Schulpraktikum, für Freifächer und Turnausweis weitgehend berücksichtigt.

Neue fortschrittliche Bestimmungen enthält das Reglement vom 20. März 1959. Den allgemein bildenden Fächern wird breiterer Raum gewährt; als Freifächer können Französisch für Anfänger, Französisch für Fortgeschrittene, Englisch für Fortgeschrittene und Instrumentalmusik gewählt werden. Durch zusätzlichen Turnunterricht ist es unter bestimmten Voraussetzungen den Schülerinnen des Arbeitslehrerinnenseminars möglich, einen Ausweis für die Erteilung von Mädchenturnen zu erwerben. Mit Begeisterung wird diese Gelegenheit von vielen benützt.

Die Aufnahmeprüfung ins Arbeitslehrerinnenseminar findet jeweilen zirka sechs Monate vor Kursbeginn statt. Nach bestandener Prüfung besuchen Absolventinnen des Jahreskurses an einer Frauenarbeitsschule diese ein weiteres halbes Jahr, während die Damenschneiderinnen mit abgeschlossener oder noch abzuschliessender Berufslehre im Zwischenhalbjahr einem Weissnähkurs, die Wäscheschneiderinnen einem Kleidermachkurs folgen.

Der bisherige bewährte Modus, auch fähigen Primarschülerinnen die Ausbildung als Arbeitslehrerin zu ermöglichen, wird beibehalten.

Die Anmeldungen zu den Ausbildungskursen gehen immer sehr zahlreich ein. Um dem Mangel an Lehrkräften zu begegnen, steht zur Zeit zum drittenmal eine Doppelklasse mit vierzig Schülerinnen in der Ausbildung. Da das Seminar Thun nicht mehr in der Lage war, alle zusätzlichen Klassen aufzunehmen, werden ausserdem in Bern und in Herzogenbuchsee je eine Filialklasse geführt.

An Gegenwarts- und Zukunftsproblemen auf dem Gebiet der Ausbildung der Arbeitslehrerin fehlt es nicht.

Erneut stellt sich die Frage, ob die Aufnahmeprüfung auf das Ende der obligatorischen Schulzeit festzusetzen sei. Auch über eine verlängerte, geschlossene Ausbildungszeit im Seminar wird diskutiert. Die verschiedenen Fragenkomplexe werden im Hinblick auf ihre Vor- und Nachteile eingehend und sorgfältig geprüft. Möge für sie die Lösung gefunden werden, die sich in ihrer Auswirkung als die beste und fruchtbarste erweisen wird.

Abschliessend darf festgestellt werden, dass sich die jetzige Ausbildung der Arbeitslehrerin mit einer handwerklich-technischen Vorbildung von anderthalb bis drei Jahren und einer seminaristischen Berufsbildung von anderthalb Jahren bewährt und neben der Ausbildung verwandter Berufsgruppen bestehen kann.

J. Rüber



Jubiläumsplatte

Die Seminarchöre Thun singen a capella.

Einer Anregung aus den Kreisen der Ehemaligen folgend, haben wir uns entschlossen, einen Teil des Jubiläumskonzertes vom 30. Juni auf einer Platte aufzunehmen.

Es werden sein: «Sprüche» von Willy Burkhard; Trakl Chöre von Albert Moeschinger; 5 Chöre von Lechner, Regnart u. a. (aus dem Peters-Band). Dazu zwei Sätze aus der «Missa aeterna Christi munera» von Palestrina.

Die Aufnahmen und die Herstellung besorgt Herr Jakob Stämpfli.

Die Palestrina-Messe habe ich seinerzeit für 4-stimmigen Frauenchor bearbeitet.

Die Chöre von Moeschinger sind unserm Seminarchor gewidmet. Nach den ersten Chören aus den Jahren 1943/44 hat der Komponist 1954 die Trakl-Chöre zu einem «Gedenkmal für Trakl» umgearbeitet, das ebenfalls uns zugedacht ist. Was früher 3- und 4-stimmig war, ist jetzt zum Teil 6- bis 8-stimmig.

Vielen Promotionen werden die aufgenommenen Werke ja noch in Erinnerung sein, ausser Moeschinger auch die Sprüche (nach Angelus Silesius) und die Gesänge aus unserm «Peters-Band».

(Preis der 25-cm-Platte, 33 $\frac{1}{3}$ -tourig: Fr. 15.- plus Porto und Verpackung. – Bestellungen an das Sekretariat des Seminars.)

Alfred Ellenberger

Geographische Exkursionen

Gerne erfülle ich die Bitte von Herrn Direktor Müller, mich über den Sinn und die Durchführung geographischer Exkursionen zu äussern. Ich tue es um so lieber, als mein Nachfolger meine Arbeit im ähnlichen Geist weiterführt.

Der Geographieunterricht im Seminar wird zeitlich folgendermassen durchgeführt: Im ersten und zweiten Jahr werden im Sommer- und Herbstquartal jeder Klasse alle vierzehn Tage ein Halbtag für Exkursionen und zwei Einzelstunden zugeteilt. Im ersten Winterhalbjahr fällt der Geographieunterricht aus, während er im zweiten Winter mit zwei Stunden wöchentlich einsetzt und in dieser Form ohne Exkursionen bis zum Patentexamen am Ende des dritten Schuljahres andauert. In den beiden Einzelstunden wird die Exkursion vorbereitet oder die gemachten Beobachtungen werden erläutert und zusammengefasst. Zwei bis drei ganztägige Exkursionen führen die Schülerinnen in den Jura, in die Alpen und manchmal auch ins Napfbergland. Wenn es Bindfäden regnet, bleibt man natürlich im Seminar. Stehen genügend Beobachtungen zur Verfügung, so werden sie an Regentagen einem grösseren Zusammenhang eingebaut; ist dies nicht der Fall, dann betrachtet man im Sammlungszimmer mit der Lupe die wichtigsten Mineralien und Gesteine, oder man beginnt mit der gründlichen Vorbereitung einer ganztägigen Exkursion.

Zeitlich beanspruchen die Exkursionen also ein Jahr, während dem anschliessenden Unterricht in der Schulstube nur $1\frac{1}{2}$ Jahre eingeräumt wird. Dieses Verhältnis ist etwas trügerisch; denn viele Exkursionen können wegen schlechten Wetters ausfallen und einige Halbtage müssen für die Vorbereitung der Ausflüge in den Jura und die Alpen verwendet werden. Trotz dieser Einschränkung darf man mit Recht fragen, warum man den Exkursionen eine so grosse Bedeutung beimisst. Davon soll im folgenden die Rede sein.

Die Schweiz mit ihren drei Landschaften Mittelland, Jura und Alpen ist der geographische Raum, der im Seminar am eingehendsten behandelt wird. Unsere Schule liegt dort, wo sich Mittelland und Alpen berühren. Wir leben in dieser Landschaft, sie ist uns *unmittelbar* gegeben, kann ohne Mühe durchwandert und in ihrer Eigenart angeschaut und erkannt werden. Die Landschaftselemente werden beobachtet, beschrieben, gezeichnet und miteinander in ursächliche Beziehung gesetzt. Diese Arbeit ist immer mit einem genauen Kartenlesen verbunden. Das Beobachten und Erfassen der Wirkungen zwischen im Raum vereinten Kräften erfordert ein *ursächliches Denken*. Es handelt sich um eine formale Schulung, um die Weckung des Kausalitätssinns. Man lernt nach Gründen zu forschen.

Der Leitgedanke, der die Exkursionen in der Umgebung von Thun bestimmt, ist die Frage: Wie ist diese Landschaft entstanden, welche Kräfte haben sie geformt und wie wird sie sich in Zukunft wandeln? Wenn diese Frage durch die Exkursionen beantwortet ist, dann sind Grundlagen, Grundbegriffe, Anschauungen und das Verständnis vorhanden, um die Entstehung und

Wandlung, die Eigenart und Besonderheit des gesamten schweizerischen Mittellandes zu erfassen und zu begreifen. Ähnliches gilt für die Verarbeitung der Grosslandschaften Jura und Alpen.

Die meisten Exkursionen werden mit dem Fahrrad ausgeführt. Der Lehrer ist ausgerüstet mit den nötigen geologischen Karten und dem geologischen Kompass, die Schülerinnen mit den beiden Landeskarten 1 : 25 000 Thun und Münsigen, mit Lupe, Hammer, Meissel, Massstab und Farbstiften. Zudem erhalten sie eine sehr vereinfachte Tabelle der geologischen Zeitalter.

Wir skizzieren stichwortartig einige Exkursionen, die wenn möglich, regelmässig ausgeführt wurden.

Rappenfluh, Kohlerenschlucht. Aufschlüsse von Molasse: bunte Nagelfluh, Sandstein, Mergel. Tektonische Störung: Einfallen der Schichten um 30 Grad nach SE. Schichtköpfe bestimmen die Form des Brändlisberges. Auf der Rappenfluh kurze Orientierung nach der Karte: Aarelauf, Aareinseln, Hauptstrassen auf der Allmend, alter Kanderlauf, Dörfer, Kirchen, Wälder. Die Schülerinnen suchen selber den Weg in die Kohlerenschlucht. Spuren der Gletscherzeit: Findlinge aus Hohgantsandstein. Tiefenerosion des fliessenden Wassers: Abtragung in die Tiefe, Schlucht; der Wechsel von härteren und weicheren Gesteinsschichten erzeugt eine Kette von kleinen Wasserfällen, an ihrem Fusse Strudellöcher oder Kolke. Felswand: aufgerichtete Molasse, Einfallen 30 Grad nach SO. Zerschlagen von Geröllen der bunten Nagelfluh, Betrachten der frischen Bruchfläche mit der Lupe: weissliche, rötliche, grünliche Granite, Granit-



porphyr mit Feldspateinsprenglingen, helle und dunkle Kalke, Quarzite, Hornstein. Mitnehmen von Gesteinsproben. Kohlernbach als Wildbach: Einzugsgebiet, Schlucht, Schuttkegel, darauf Hünibach. In der Einzelstunde genaue Betrachtung der Gesteinsproben mit der Lupe. Zusammensetzung des Granits: Quarz, Feldspat, Glimmer (Biotit, Muskowit). Nachprüfung des Lehrers, ob Mineralien richtig bestimmt werden. In gewissen Graniten prachtvoll ausgebildete 2 bis 3 cm lange Feldspatkristalle.

Strättligenmoräne, Glütschtal. Aufschluss der Strättligenmoräne. Merkmale einer Moräne: ortsfremdes Gestein (Gneisse, Granite, Kalke), grosse kantige Blöcke, geschrammtes und gekratztes Geröll (mitnehmen!), Schutt locker, nicht verkittet und gesondert. Langer Wall. Ergebnis: Seitenmoräne vom letzten Rückzug des Aaregletschers, Thunerstadium von Würm II. Aufsuchen von Findlingen aus Gneis, Naturdenkmäler, ein Block enthält schöne Gletscherschliffe.

Glütschtal: Tal mit breiter Talsohle, Sohlental. Seitenerosion: halbmondförmige Ausbuchtungen des Talhanges, vorstossende Felsköpfe (Wässeriflüh), felsige Prallhänge, tief unterhöhlt, Hin- und Herpendeln eines früheren grösseren Flusses (Kander), Abtragung der Talhänge, junges, nicht fertiges Tal. Sohlental entstand durch Tiefenerosion, Seitenerosion und Aufschüttung (Aufschluss von abgelagertem Flusschotter). Tropfsteinhöhle: Prallhang, schräggeschichteter Deltaschotter (Deltamoräne?), Sickerwasser, Ausscheiden von Kalk, Sinterflächen und Stalaktiten.

Kanderschlucht. Aufschluss im Hahni: nicht mehr Molasse, sondern Sandkalke. Nicht Stockhornkette, sondern Zwieselberg und Pinserwald bilden geologisch den Nordrand der Alpen. Kiesgrube: horizontaler, geschichteter Flusschotter der Kander vor 1714. Dachziegelartige Lage flacher Gerölle verraten die ehemalige Flussrichtung. Untersuchung des Gerölls: Niesensandstein, Niesenbrekzie, Hornbergfluhbrekzie, Gasterngranit. Bei grossen Blöcken karrenartige Erscheinungen (chemische Verwitterung). Andere Verwitterungserscheinungen an den Geröllen: braune Verwitterungsrinde, Herauswitterung harter Gesteinsteile usw. Die Kanderschlucht zeigt wie auf einer Wandtafel ein Stück geologischer Vergangenheit: zu unterst schräger Deltaschotter aus der letzten Interglazialzeit (Aaresee von Bern bis in die Alpentäler hinein), Delta der Urkander, darüber horizontaler Flusschotter (Ablagerung der Urkander, die über ihr Delta floss), darüber Moränen Würm I, dann von Würm II (Zeugen zweier Gletschervorstösse in der letzten Eiszeit), zu oberst Strättligenmoräne (Thunerstadium). Ableitung der Kander 1714, rückschreitende Erosion, Bildung der Kanderschlucht und des heutigen Deltas. Aufstieg zur Strättligenmoräne: von hier Blick aufs Aaretal, Zusammenfassung der Entstehung der Thunerlandschaft.

Balmholz, Beatushöhle. Steinbruch: Kieselkalk, prachtvolle Gletscherschliffe. Beatushöhle: Bachquelle, unterirdisches Gewässernetz, Ausscheidung von Kalksinter, Stalaktiten und Stalagmiten. Einfallen der Gesteinsschichten des Beatenberges SE, Auftauchen aus dem Thunersee, Wildhorndecke, Justistal eingefressen nicht in einer Mulde, sondern im Gewölbe der Wildhorndecke (Niederhorn-Sigriswilergrat)

Das mag genügen. Es sei nur noch erwähnt, dass auf den Exkursionen gelegentlich *Kompassübungen* durch-

geführt wurden: Orientieren der Karte mit dem Kompass, Bestimmen eines unbekanntes Punktes in der Ferne, Bestimmen des unbekanntes Standpunktes, Wandern mit dem Kompass nach einem nicht eingesehenen Punkt, durchgeführt in Wäldern.

Die geographischen Exkursionen bilden nicht nur die Grundlage des Geographieunterrichtes, sondern verfolgen auch einen methodischen Zweck. Sie sollen die Mädchen anleiten und lehren, wie man eine Landschaft geographisch durchforscht. Der verbindliche Lehrplan für die bernischen Primarschulen schreibt als Stoff für das 4. Schuljahr vor: «Bildung geographischer Vorstellungen an den Erscheinungen der nächsten Umgebung des Kindes und deren einfachste kartographische Darstellung». Eine gute und fleissige Lehrerin begnügt sich nicht mit Zeichnungen an der Wandtafel aus dem ‚Bühler‘, sondern verlässt die Schulstube und treibt geographische Heimatkunde im Freien. Das kann sie nur, wenn sie gelernt hat, sich vorher auf die Socken zu machen und die nähere Umgebung nach typischen Erscheinungen abzusuchen. Natürlich müssen Auswahl und Verarbeitung der Altersstufe angepasst werden. Aber die Forderung nach einer geographischen Heimatkunde bleibt bestehen. Hier noch einige Worte aus einer früheren Veröffentlichung:

«Die Geographie versucht räumliche Einheiten zu verstehen. Die heimatliche Landschaft ist nun die einzige, die man im Geographieunterricht unmittelbar, ohne Vermittlung von Karten, Bildern und Schilderungen erfassen kann. In ihr sehen die Kinder Berge, Hügel, Täler, Mulden, Flüsse, Wolken, Sonne, Mond, Sterne, Pflanzen, Tiere, Wälder, Menschen und ihre Werke. Hier können geographische Grundbegriffe in anschaulicher Weise und klare Raumvorstellungen erlebt, erwandert werden. Im Mittelpunkt einer solchen *geographischen Heimatkunde* steht die *Beobachtung*. Die Schüler der Mittelstufe sind voller Entdeckerfreude. Die Buben streifen durch Wald und Busch, immer sind sie begierig etwas zu entdecken. Und nicht selten gesellen sich die Mädchen zu ihnen. Diesen Trieb muss sich der Lehrer zunutze machen und die Schüler so oft als möglich ins Freie führen. Entfernungen werden geschätzt, gemessen. Bald ist die Klasse am Flusse, bald in einer Kiesgrube, bald im Walde oder in einer Mühle. Den Fassungen des Trinkwassers wird nachgespürt, die Gegend nach Findlingen und Moränen durchstöbert, ein Bächlein bis zur Quelle verfolgt oder bis es im Moose eines Waldes verschwindet. Wolkenformen werden beschrieben und in Beziehung gesetzt zu dem augenblicklichen und kommenden Wetter. So werden Landschaftselemente aufgesucht, beobachtet, beschrieben und wenn möglich gezeichnet.»

Eine der Aufgaben der geographischen Exkursionen am Seminar ist es, auf einen so erteilten Geographie-Unterricht vorzubereiten.

Max Nobs